

BAUNETZWOCHE #589

Das Querformat für Architekten

16. Dezember 2021



SHORTLIST
2022

**NEVER
DEMOLISH**

Lacaton & Vassal
im Barcelona
Pavillon

DIESE WOCHE

Für ein gelungenes Projekt müssen viele Voraussetzungen günstig zusammentreffen. Was dabei hilft, sind Architekt*innen, die sich geschickt im Bauprozess positionieren. Sei es mit einem ungewöhnlichen Bürostandort, strategischen Partnerschaften oder ambitionierten Auftraggeber*innen. Wir stellen elf Büros vor, die auf ganz unterschiedliche Weise gut gestalten.



6 Shortlist 2022

Studio Ö, Weinstadt // Nidus Studio, Düsseldorf // Kirchberger & Wiegner Rohde, Berlin // Westner Schührer Zöhler, München // Blockbau, Karlsruhe // Meier Unger Architekten, Leipzig // c/o now, Berlin // Studio DIA, Bern, Zürich // DEMO Working Group, Köln // TAKTAK, Schwallungen, Vilnius // Zirkular, Basel

3 Architekturwoche

4 News

51 Tipp

55 Bild der Woche

Titel: Open Lab in Altenburg von Meier Unger, Foto: Philip Heckhausen

oben: DEMO Working Group, Umbau in Köln, Küchendetail, Foto: Jan Rothstein

Heinze GmbH | NL Berlin | BauNetz

Geschäftsführer: Ulf Thiele

Gesamtleitung: Stephan Westermann

Chefredaktion: Friederike Meyer

Redaktion dieser Ausgabe: Stephan Becker, Kathrin

Schömer, Maximilian Hinz

Artdirektion: Natascha Schuler



Keine Ausgabe verpassen mit
dem Baunetzwoche-Newsletter.
Jetzt abonnieren!



Bild: Earth's Black Box

DONNERSTAG

Wissen schützt vor Dummheit nicht. Dieses Sprichwort trifft den Umgang der Menschheit mit der Klimakrise noch immer ziemlich gut. Dennoch wollen die Universität von Tasmanien, das Unternehmen Clemenger BBDO und das Künstlerkollektiv Glue Society mit ihrer sogenannten „[Earth's Black Box](#)“ Umweltdaten aus der ganzen Welt sammeln. Die Fertigstellung der zehn Meter langen Stahlkonstruktion auf Tasmanien ist für Anfang 2022 geplant. Folgende Generationen sollen damit später Ursachen und Wirkung des Klimawandels nachvollziehen können. Dabei ist der monolithische Körper so konstruiert, dass er samt der enthaltenden Datentechnik auch schwere Katastrophen übersteht. Falls wir die klimatische Apokalypse also tatsächlich nicht mehr abwenden sollten, wissen intergalaktische Besucher*innen wenigstens, was schiefgelaufen ist. *mb*

NEWS

MONOCHROM UND MULTI-FUNKTIONAL BAUNETZ ID



Foto: Salva Lopez

Für das Kreativstudio Six N. Five des Künstlers Ezequiel Pini schuf der Innenarchitekt Isern Serra in Barcelonas angesagtem Bezirk El Poblenou einen sandfarbenen Space. Beim Betreten des Studios fallen zunächst die sich über die gesamte Länge des Raumes erstreckenden Stufen auf, die zum Sitzen oder für Ausstellungen genutzt werden. Der Raum ist als Galerie, Café und Empfangsbereich konzipiert. Mit einem vielfältigen kulturellen Angebot steht dieser vordere Bereich Besucher*innen offen. Hingucker im sehr reduzierten Ambiente sind kunstvolle Objekte von Six N. Five Objects. Unter einem Bogen aus Beton ist die verspiegelte Edelstahltheke des Cafés untergebracht.

www.baunetz-id.de

HEILUNG INKLUSIVE!

BAUNETZ THEMENPAKET



Maggie's von Heatherwick Studio, Foto: Hufton + Crow

Krankenhäuser – auf gewisse Weise korrespondiert ihre stark formalisierte Planung mit der Schulmedizin, wie sie in den durchorganisierten Kliniken hierzulande meist praktiziert wird. Der Blick auf die in den letzten zwei Jahren im Baunetz vorgestellten Gesundheitsbauten macht jedoch deutlich, dass auch jenseits der festgelegten planerischen Routinen weltweit beachtenswerte Projekte entstehen: herausragende Architekturen, Einbettung ins Grüne, engagierte Projekte im globalen Süden oder eine stärkere Orientierung auf das Individuum Patient – im Themenpaket zeigen wir 15 neue Institutionen, die neben lebensrettender Effizienz und Funktionalität noch mehr zu bieten haben.

www.baunetz.de

INDUSTRIE-PALAZZO

BAUNETZ WISSEN



Foto: Walter Mair

Weil die Treppenhäuser in den gekappten Ecken untergebracht sind, entstehen geräumige Etagen fürs Open Office. Christ & Gantenbein ergänzten den Campus des Pharmariesens Roche in Basel um ein cleanes, elegantes Bürogebäude. Trotz der Kompaktheit und materiellen Reduktion erscheint es vielschichtig. Außer den weitläufigen Büroflächen, dessen ausgefallenes Mobiliar das Designteam Inchfurniture entworfen hat, nimmt ein Auditorium zwei Geschosse ein. Das Erdgeschoss ist einladend konzipiert – hier trifft man sich zum Kaffee. Das Bauwerk soll Wahrzeichen des Unternehmens werden, die Fassaden Assoziationen zu einem industriellen Palazzo wecken.

www.baunetzwissen.de/fassade

BauNetz
präsentiert
ARCHITEKTEN

BauNetz ARCHITEKTEN
PROJEKTE NEWS TERMINE JOBS MELDUNGEN



Noch Last-Minute-Geschenke für Weihnachten gesucht?
Auf **Baunetz Maps** Ideen für die nächste Reise finden.



SHAKESPEARE-THEATER IN DANZIG 2014
Großflächiges Sichtmauerwerk aus dunklen Ziegeln in historischem Format

Sommerurlaub an der Küste



AUFGEHÜBSCHTE WM-FASSADE
TCHOCHAN VOSS Architekten

Zur Schach-Olympiade nach Moskau



LABROUSTE IST WIEDER DA
Bibliothèque Nationale in Paris von Bruno Gaudin restauriert

Mit dem TGV nach Paris



CAFÉ KANDL 2019
IFUB* SANIERUNG

Auf einen Kaffee in Wien



WOHNEN IM WAGONHAUS 2019
Ene+Ene Architettura NEUBAU

Zur Auszeit in die Pampa



WÜRFELSPIEL
Seniorenheim bei Lissabon

Im Nachtzug nach Lissabon

Architektur entdecken mit **Baunetz Maps**

SHORTLIST 2022 // STUDIO Ö WEINSTADT
// NIDUS STUDIO DÜSSELDORF // KIRCH-
BERGER & WIEGNER ROHDE BERLIN //
WESTNER SCHÜHRER ZÖHRER MÜNCHEN
// BLOCKBAU KARLSRUHE // MEIER UNGER
ARCHITEKTEN LEIPZIG // C/O NOW BERLIN
// STUDIO DIA BERN, ZÜRICH // DEMO WOR-
KING GROUP KÖLN // TAKTAK SCHWALLUN-
GEN, VILNIUS // ZIRKULAR BASEL //

DAS LAND AUFMISCHEN

STUDIO Ö, WEINSTADT



Anstelle eines alten Bauernhauses im Remstal entstand ein vielseitig nutzbares Seminarhaus.

Zweimal Ö: Anna Wöllhaf und Christoph Brösamle

Fotos: Sebastian Schels



Studio Ö bauen in der schwäbischen Provinz und haben dort auch ihr Büro eröffnet. Provinziell sind sie deshalb noch lange nicht: Im baden-württembergischen Weinstadt arbeiten sie an radikalen Ansätzen, die nachhaltiger sind.

Ein langgestrecktes Gebäude mit Satteldach, mit Wohntrakt und einem Tagungsraum, der an die Typologie der Tenne angelehnt ist: Das Seminarhaus *HAAUS* in Weinstadt, ein Neubau für eine befreundete Gastronomin und ihr Start-up, ist das erste Projekt, bei dem das junge Architekturbüro mit allen Leistungsphasen beauftragt war. Und das bislang schwierigste. „Wir haben vieles zum ersten Mal gemacht. Hinzu kam ein straffer Zeitplan und ein enger Kostenrahmen“, sagt Anna Wöllhaf. Wöllhaf verkörpert

VON KATRIN GROTH

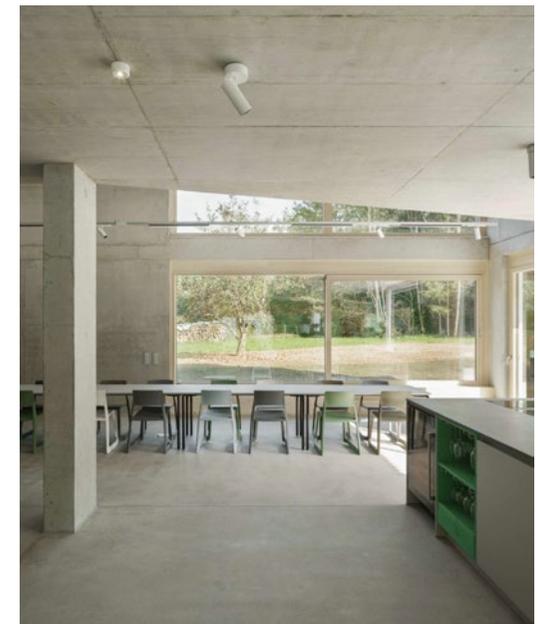
eines von zwei Ö des Studio Ö, das andere steht für Christoph Brösamle. Zwei Ö im Namen: „Das fanden auch unsere Freunde immer schon amüsant“, so Wöllhaf.

Letztendlich aber wollten die beiden einen Namen ohne direkten Architekturbezug „Wir wussten am Anfang nicht, in welche Richtung es mal gehen könnte. Der Name lässt Spielraum für interdisziplinäre Tätigkeiten oder was auch immer“, sagt Brösamle. Gegründet haben sie ihr Studio 2019, nach dem Architekturstudium in Stuttgart und zwei Praxisjahren in München – sie bei N-V-O Nuyken von Oefele Architekten, er bei Almannai Fischer Architekten. Dann direkt den Schritt in die Selbstständigkeit gewagt und Fuß gefasst zu haben, mache sie stolz. Inzwischen beschäftigen sie eine Mitarbeiterin.

Zwei Projekte haben Studio Ö bisher fertiggestellt, neben dem Seminarhaus in Weinstadt ein Einfamilienhaus in Jettingen. Das dritte Projekt – ein Einfamilienhaus in Rommelshausen – soll noch in diesem Jahr bezogen werden. Ebenfalls in Weinstadt baut das Team derzeit ein Einfamilienhaus zu einem Zweifamilienhaus in Holzbauweise um. Geplant sind außerdem Bauten in Kuppingen, Remshalden, Spraitbach – alles Orte rings um Stuttgart. Auch ihr eigenes Büro haben Studio Ö in der baden-württembergischen Provinz eröffnet: In Weinstadt, 15 Kilometer östlich von Stuttgart, 26.000 Einwohner*innen. „Wir haben uns ganz bewusst dafür entschieden, weil wir beide auf dem Land aufgewachsen sind und Lust haben, hier mitzumischen“, sagt Wöllhaf.

Beide stammen aus der Region, sie aus Stuttgart, er aus Böblingen. „Die Mieten sind hier etwas günstiger, und wir konnten uns von Anfang an Büroräume leisten. Außerdem profitieren wir hier von einem guten Netzwerk, sowohl was unsere Anfragen für Aufträge angeht als auch zu den Handwerkern“, sagt Brösamle. Und man habe ein Alleinstellungsmerkmal als junges Büro – beide sind Anfang 30 – auf dem Land. „Nichtsdestotrotz sehen wir uns als Stuttgarter und schätzen die Nähe zur Stadt.“ An der Hochschule für Technik Stuttgart lehrt Anna Wöllhaf zusätzlich Baukonstruktion und Entwerfen.

Angefangen habe für sie alles ganz unbedarft. „Ich hatte einfach Lust Architektur zu studieren, was es wirklich bedeutet als Architektin zu arbeiten, war mir damals gar nicht klar.“ Inzwischen aber ist sie reingewachsen, wie sie meint. Und kann sich keinen



Seminarhaus in Weinstadt-Baach: Viele Entwurfsansätze entstammen der anfänglichen Überlegung, das alte Bauernhaus umzubauen. Sie wurden letztlich in eine langlebigere, robuste Struktur übersetzt.

Fotos: Sebastian Schels

anderen Beruf mehr vorstellen. „Ich liebe die Vielfältigkeit und Abwechslung im Alltag.“ Für ihren Kompagnon war der Weg zum Bauen dagegen vorgezeichnet, ein Großteil seiner Familie hat oder hatte beruflich mit dem Bau zu tun. „Am prägendsten waren mein Vater und mein Onkel, die gemeinsam ein Bauunternehmen führten, das bereits von meinem Großvater gegründet wurde“, so Brösamle. Gleichzeitig habe er schon immer einen kreativen Beruf ausüben wollen. „Ich genieße nun genau diesen Spagat zwischen 6B-Bleistift und der Baustelle.“



Bei einem Einfamilienhaus in Jettingen wurde der Erschließungs- und Versorgungskern aus Sichtbeton zum durchgehenden Gestaltungsmerkmal des Innenraums.

Fotos: Sebastian Schels

Letztere nimmt eine wesentliche Rolle der Arbeit von Studio Ö ein. „Manches wird erstmal gar nicht zu Ende entworfen oder gedacht, wir entscheiden auch gerne auf der Baustelle. Manchmal auch gemeinsam mit den Handwerker*innen“, sagt Brösamle. Aber erst wenn am Ende eines Projekts wirklich alles passt, seien sie zufrieden. „Damit meinen wir nicht nur das architektonische Resultat. Denn den Bauherr*innen sind Kosten und Termine in der Regel wichtiger als die Frage, wie beispielsweise der Dachüberstand aussieht“, so Brösamle. Das unter einen Hut zu bekommen, sieht das Team als Aufgabe. „Wenn es uns nämlich gelingt, unter all den herrschenden Bedingungen trotzdem baukünstlerisch tätig sein zu können, sind wir glücklich.“ Ein enges Budget wie bei den ersten beiden Projekten mache die Arbeit zwar mühsam, aber am Ende auch kreativer.

Die Entscheidung, sowohl in Weinstadt als auch in Jettingen den Beton im Inneren sichtbar zu lassen, fiel unter anderem, um die Kosten gering zu halten. „Unabhängig davon finden wir es einfach schlüssiger“, so Wöllhaf. Beton liefere die fertige Oberfläche schließlich gleich mit. „Dass es dann auch noch lässiger aussieht als eine weiß verputzte Wand, ist doch ein netter Nebeneffekt.“

Auch wenn die beiden Architekt*innen derzeit vorwiegend Einfamilienhäuser realisieren, sie träumen von noch ganz anderen Projekten. Nicht zuletzt, weil diese Typologie in Sachen Nachhaltigkeit ein Auslaufmodell ist. „Gerade deshalb würden wir uns wünschen, die Chance zu bekommen, gemeinsam mit den Bauherr*innen die Konventionen noch konsequenter zu hinterfragen und radikalere Ansätze umzusetzen, die, in welchem Sinne auch immer, nachhaltiger sind. Das gilt für jede Art von Bauaufgabe“, sagt Brösamle.

Zwei junge Architekt*innen mit einer Vision. Weshalb sie so gut zusammenpassen, außer wegen des gemeinsamen Ö im Namen? Anna Wöllhaf: „Klingt ziemlich klischeehaft, aber wir ergänzen uns wirklich gut. Jeder von uns hat seine Stärken und Schwächen, und ganz wichtig: Wir haben noch nie gemeinsam die Nerven verloren.“

www.studiooe.de





Ana Vollenbroich, Annelen Schmidt-Vollenbroich
Foto: Marie Kreibich

Architekturgalerie Nidus Kosmos
Foto: Annika Feuss

SCHLECHTE ORTE GIBT ES NICHT

NIDUS STUDIO, DÜSSELDORF

Ana Vollenbroich und Annelen Schmidt-Vollenbroich betreiben mit Nidus nicht nur Projektentwicklung, nicht nur Architektur und nicht nur eine Galerie, sondern ein Architekturunternehmen. Die beiden verfügen über eine energetische Mischung aus Begeisterung für die Sache, Nachdenklichkeit und dem Wissen um die richtigen Werkzeuge, mit denen sich aus Ideen konkrete Projekte machen lassen. Eines davon: gute Kommunikation. Mit seinem interdisziplinären Profil hat das Studio den Vorteil, seine Bauvorhaben von Anfang bis Ende begleiten zu können. Um gelungene Bestandsarchitektur geht es ihnen dabei ebenso wie um Fragen der Stadtkultur.

VON SOPHIE JUNG



Büroräume von Nidus in der Armaturenfabrik in Düsseldorf, Foto: Annika Feuss

Frau Vollenbroich und Frau Schmidt-Vollenbroich, es gibt eine klassische Gründungsgeschichte für Architekturbüros: Junge Architekt*innen tun sich für einen gemeinsamen Wettbewerbsentwurf zusammen, gewinnen ihn und erhalten einen ersten größeren Bauauftrag. Die Geschichte von Nidus geht anders.

ANNELEN SCHMIDT-VOLLENBROICH: Wir kommen ursprünglich nicht beide aus der Architektur, Ana ist Juristin und nur ich bin studierte Architektin. Wir haben beide vorher in einem klassischen Bereich gearbeitet: Ana in einer Kanzlei, wo sie sich mit Immobilienrecht beschäftigte und ich in einem Architekturbüro. Und wir beide wünschten uns in unseren alten Jobs, bei der Entwicklung von Immobilien bereits deutlich früher eingreifen zu können. Schon an einem Punkt, wo es rechtlich nicht mehr nur um die Lösung bereits entstandener Probleme geht, oder architektonisch die Aufgabenstellung für ein Gebäude längst definiert ist. Ich habe mich als Architektin zum Beispiel immer wieder gefragt: Würde ich an dem Ort genau das gleiche bauen, oder sehe ich da nicht vielleicht einen ganz anderen Bedarf?

Dann studierten wir beide berufsbegleitend Immobilienwirtschaft. Dabei haben wir uns kennengelernt und sehr schnell die Idee gehabt, zusammenzuarbeiten. Durch Zufall konnten wir dann ein Haus erwerben, das in einem ziemlich schlechten Zustand war. Und mit unserem gerade neu erlerntem Wissen, wie man Wirtschaftlichkeitsstudien erstellt, kam es zu der Gründung: Wir haben ein Projekt mit vollem Risiko angefangen.

Mit Ihrem ersten Vorhaben sind Sie bei den Banken nicht überall mit offenen Armen empfangen worden. Warum?

A.S.V.: Eine Bank hat uns dann ja geglaubt, mit der arbeiten wir bis heute zusammen. Aber: Banken haben sehr verschiedene Ansätze, einige sind risikoaffiner, andere risikoaverser. Wir hatten zwar jeweils unsere Expertise gesammelt, aber noch nie gemeinsam ein Projekt entwickelt. Es handelt sich in der Entwicklung häufig um sehr lange Laufzeiten und damit ist ein großer Vertrauensvorschuss der Banken verbunden. Die müssen an unser Konzept glauben, und das hat auch viel mit Zukunftsprognosen zu tun. Manche Banken schauen vielleicht viel auf die Rendite, andere eher auf unsere Ausbildung und unser Konzept, wie wir uns als Unternehmen aufstellen.

ANA VOLLENBROICH: Die Bank, mit der wir letztlich zusammengelassen sind, hat ein Gesamtkonzept bei uns gesehen. Und das, in Kombination mit dem Projekt, hat sie überzeugt.



Haus Bruno Lambert, Sanierung eines Bestandsgebäudes aus den 1950er Jahren in Düsseldorf

Foto: Marie Kreibich

Bei einer Juristin und einer Architektin in der Geschäftsführung von Nidus haben Sie bestimmt klar getrennte Aufgabenbereiche?

A.V.: Nein, wir teilen uns nicht wirklich auf. Wir haben von vornherein alles sehr im Gleichklang erledigt, sowohl die kaufmännischen und juristischen Dinge als auch die architektonischen. Da haben wir beide viel dazugelernt.

A.S.V.: Manchmal hat man einen zu starken Fachblick, und da können wir uns gegenseitig korrigieren. Architekten verharren gern in ihren Konzepten, Ana bricht das dann mit ihrer Sicht als Juristin auf. Im Gegenzug korrigiere ich manchmal den klassischen Juristenjargon ihrer E-Mails. Das sind jetzt Beispiele aus dem Alltag, aber durch die enge Zusammenarbeit können wir uns auch mal gegenseitig aus unseren jeweiligen Komfortzonen herausholen.

Was braucht es für ein gutes Nidus-Projekt?

A.S.V.: Zunächst einmal braucht man einen guten Ort. Zum Beispiel ein tolles Bestandsobjekt. Es muss nicht unbedingt eine gute Lage sein, wobei diese ja ohnehin eher im Auge des Betrachters liegt. Und dann braucht man ein starkes Konzept.

A.V.: Es gibt ja eigentlich keine schlechten Orte, es gibt nur schlechte Konzepte.

Und was braucht es Nidus-intern, damit guter Ort und gutes Konzept auch zu einem guten Projekt werden?

A.S.V.: Man braucht starke Partnerschaften, ob Finanzierungspartner, die Stadt beziehungsweise Kommune, Fachingenieure, Unternehmen. Und ein gutes Bauchgefühl. Unsere Projekte dauern manchmal sehr lange, und es gibt immer wieder schwierige Phasen. Wenn man da nicht zu Beginn ein positives Gefühl hat, trägt es einen auch nicht.

A.V. Und starke Partnerschaften mit den Bauherren beziehungsweise späteren Bewohner*innen sind wichtig. Klar, wir wollen eine schöne Architektur machen und unsere Vision umsetzen, aber es wäre verrückt, wenn es unser einziges Anliegen wäre, uns zu verewigen. Wir wollen, dass sich die Nutzer*innen später auch wohlfühlen. Dafür muss man sich selbst immer wieder hinterfragen und das Konzept vielleicht auch mal nachjustieren.

A.S.V.: Und die richtige Kommunikation! Diesem Aspekt kommt häufig nicht die nötige Aufmerksamkeit zu, vor allem bei Architekten.

A.V. Als ich noch in der Kanzlei gearbeitet habe, sind manchmal ganze Projekte an Lappalien gescheitert, weil es vorher einfach Missverständnisse gegeben hatte. Es war auch meine Motivation bei der Gründung von Nidus ebenso wie ganz generell als

Juristin, die Kommunikation besser zu machen.

Viele Projektentwickler kämpfen regelrecht um zentrale Lagen, wie stehen Sie zu diesem Thema?

A.V.: Wir denken beide nicht, dass es nur die Toplagen gibt. Städte verändern sich, die schönen Lagen wandern. Das ist auch das Spannende an unserer Arbeit: Die Frage, wohin es als nächstes gehen könnte. Oder kann man sogar selbst einen Ort schaffen, durch eine besondere Architektur oder durch ein gutes Konzept Nachbarschaft generieren? Eines unserer Projekte, das Stadthaus in Kaiserswerth, liegt etwas außerhalb von Düsseldorf – und das bietet andere Vorteile für den Alltag. Es hat nicht die Lage, bei der alle komplett ausrasten und jegliches rationales Denken ausgeschaltet wird. Aber man sieht an Kaiserswerth, dass dort die Entwicklungsmöglichkeiten interessanter werden, je weiter es abseits vom Mainstream liegt.

A.S.V.: Durch die Pandemie haben wir ohnehin ein anderes Gefühl für unsere Städte bekommen. Viel wichtiger als Zentralität ist vielleicht die Mikrolage, das nachbarschaftliche Umfeld zum Beispiel. So ein Umfeld kann auch schon auf dem Land eine resiliente Struktur des Zusammenlebens sein.

Sie scheinen sich einer sachlichen Nachkriegsmoderne in Düsseldorf besonders angenommen zu haben, warum?

A.S.V.: Das kam über das Haus Bruno Lambart zu Beginn von Nidus – und war damit eher dem Zufall geschuldet. Mit jeder Recherche zum Haus und seinem Architekten Bruno Lambart hat sich eine weitere Welt eröffnet. Dann fingen wir an, mit Studierenden der Universität Siegen ein Forschungsprojekt zur Nachkriegsmoderne in Düsseldorf zu machen. Das Gebäude stammt aus einer kurzen historischen Periode von ungefähr zehn Jahren, die wir spaßeshalber „Zwischen Trümmern und Präfabrikation“ nannten. Eine Zeit, in der nach dem Krieg endlich alles mehr oder weniger aufgeräumt war, und dann mit wenigen Mitteln Wohnraum geschaffen werden musste.

Diese Zeit „zwischen Trümmern und Präfabrikation“ zeigte sich im westdeutschen, kriegszerstörten Düsseldorf besonders?

A.S.V.: Ja, hier gab es den sogenannten Architektenstreit zwischen modernen Architekten und denjenigen, die eine Vergangenheit im Nationalsozialismus hatten und entsprechend auch von konservativen Ideen geprägt waren. Und das zeigt sich im

Stadtteil. Es ist eine sehr nüchterne und trockene Architektur entstanden, von denen viele Bauten wegweisend sind. Man unterschätzt sie heute häufig, aber von ihnen kann man viel lernen. Ohnehin ist es heute fast unvorstellbar, was die Gesellschaft damals geleistet hat. Das ist an den Bauten ablesbar.

A.V. Das Haus Bruno Lambert ist bislang auch das wichtigste Nidus-Projekt.

Wo geht für Nidus die Reise hin?

A.V.: Uns treibt die Schaffung bezahlbaren Wohnraums um. Damit werden wir uns gewiss noch viel auseinandersetzen, auch im Zusammenhang mit der Stadtentwicklung Düsseldorfs. Und wir können uns vorstellen, in Zukunft auch mal über die Grenze Düsseldorfs hinaus an Projekten zu arbeiten.

www.nidus-studio.com



Studie für bezahlbare Eigentumswohnungen für Düsseldorfer Bertastraße

Oben: Kreuzberghof, Projekt für ein gemeinschaftliches Wohnprojekt in Holzbauweise

Visualisierungen: Jonas Bloch

STRUKTUR, ATMOSPHERE, VARIANZ

KIRCHBERGER & WIEGNER ROHDE, BERLIN



Steffen Kirchberger, Ariane Wiegner und Felix Rohde mit Team vor den Büroräumen in Berlin-Moabit,
Fotos: Mireille Moga, Aya Schamoni (rechts)



Kirchberger & Wiegner Rohde haben sich 2018 gegründet, ihr Portfolio umfasst bereits zahlreiche unterschiedliche Typologien. Vom Dachgeschossausbau über die Integrative Baugemeinschaft bis zum luxuriösen Concept Store und der Planung für ein Büro-Hochhaus – gemeinsam ist allen Projekten die klare, aus Ort und Nutzung entwickelte Struktur, die meist flexible Grundriss- und Auf-rissgestaltung, funktionierende wie atmosphärische Räume und eine zeitlose Architektursprache.

VON ULRIKE ALBER-VORBECK

Steffen Kirchberger, Ariane Wiegner und Felix Rohde führen ihr Büro mit sympathischem Pragmatismus. Klarheit in Architektur und Prozessen sowie eine gute Bürostruktur helfen, auch wirtschaftlich den Überblick zu behalten. Mit ihrem wachsenden Team haben sie 2020 die umgebauten Erdgeschossräume eines ehemaligen Supermarkts in Berlin-Moabit bezogen. Bestehende Terrazzo-Fliesen und farbige Vorhänge für flexible Raumkonfiguration sind die wesentlichen Gestaltungselemente. Die großen Schaufenster stellen Bezug zur Nachbarschaft her, regelmäßig finden kleine Foyer-Ausstellungen statt.

Erfahrungen haben die drei Architekt*innen zuvor in verschiedenen Büros gesammelt: Kirchberger bei Peter Kulka, Rohde bei Kuehn Malvezzi, Wiegner bei Steven Holl Architects, Barkow Leibinger und in Forschung und Lehre. Alle drei waren im Büro David Chipperfield Architects in Berlin tätig, Kirchberger auch in London. Die Haltung Chipperfields zu Wertigkeit und Beständigkeit einer zugleich „sehr physischen Architektur“ teilen sie.

Ariane Wiegner beschäftigt sich seit dem Studium mit den Themen Zeitlichkeit und Obsoleszenz im Bauen. Für sie ist die Flexibilität der inneren Struktur ein Faktor, wenn Gebäude auch über einen längeren Zeitraum hin angenommen werden sollen. Exemplarisch spielte sie das Konzept bereits 2013/14 zusammen mit Felix Rohde im Entwurf für ein Stadthaus mit minimierter Tragstruktur und breiter Grundriss-Varianz durch. Das Projekt in Berlin Prenzlauer Berg wurde 2018 in vereinfachter Form realisiert.

Auch beim Startprojekt in die gemeinsame Selbständigkeit, einer Dachgeschoss-Maisonette in einem Gründerzeithaus in Berlin-Mitte, zeigt sich dieser Ansatz. Durch die Aufstockung des kompletten Dachraums entstand eine klare Raumgeometrie: Ein hoher, stützenfreier Wohnraum mit eingestelltem, eichenverkleideten Kubus, der Funktionsräume und die Treppe nach unten aufnimmt. Farb- und Materialkonzept sind minimalistisch, das sich ändernde Tageslicht ist Teil der Gestaltung.

Mit raumästhetischen Fragen setzt sich Steffen Kirchberger auseinander. Um einen gut funktionierenden Raum zu schaffen, der für lange Zeit und von verschiedenen Nutzer*innen als schön empfunden wird, tragen nach seiner Erfahrung vor

allem drei Grundelemente bei: Oberflächen, Licht und Proportionen. Atmosphäre lässt sich demnach vielfältig gestalten, nicht nur optisch durch Farbe oder Form, sondern auch haptisch, olfaktorisch, akustisch durch ganz unterschiedliche Materialien – Hölzer, Estrich, Stoffe, Stein.

Bei der Innenraumgestaltung des Alhambra Concept Store am Berliner Kurfürstendamm konnten die Architekt*innen diesbezüglich aus dem Vollen schöpfen. Mit Raummöbeln, kostbaren Holz- und Marmortäfelungen wird der Raum zur Leinwand. Das Material spielt eine zentrale Rolle für die Wahrnehmung dessen, was im Vordergrund passiert: Über Jahrtausende gewachsener Marmor bildet in diesem Mix aus Showroom, Galerie und Laden für junge Designer das Rückgrat für kurzlebige Mode.

Felix Rohde beschäftigt sich mit dem konzeptionellen Überbau und sorgt für Klarheit im Entwurfsprozess. Am Anfang jedes neuen Projekts steht die gründliche Analyse von Ort und Bauaufgabe. Aus der intensiven Beschäftigung mit den Gegebenheiten



Holz- und Marmortäfelungen im Alhambra Concept Store in Berlin, Fotos: Mireille Moga

Vorherige Seite: Der Dachgeschossausbau eines Gründerzeithauses in Berlin-Mitte war das Startprojekt in die gemeinsame Selbständigkeit. Foto: Felix Brüggemann





und dem Programm resultieren eine übergeordnete Idee und ganz spezifische architektonische Antworten. Zur Schärfung eigener Konzepte nimmt das Büro regelmäßig an Wettbewerben teil.

2020 gewannen Kirchberger, Wiegner und Rohde den Wettbewerb einer Baugemeinschaft für Integratives Wohnen in Petersaurach, Mittelfranken. Ihr Entwurf orientiert sich an der regionalen Bautradition, die Grundrissfigur ist an einen Dreiseithof angelehnt. In Holzbauweise um einen gemeinschaftlichen Innenhof organisiert, entsteht durch Zonierung mit Schwellenmomenten und Torsituationen ein natürliches Gefüge unterschiedlicher Bereiche: vom öffentlichen Dorfplatz mit Ausrichtung auf die umgebende Nachbarschaft bis hin zum Hausgarten mit Privatsphäre.



Hochhaus mit Büros und Hotel am Münchener Hufeland-Areal, Bild: Forbes Massie

Links: Integratives Wohnen in Petersaurach, Bild: K&WR

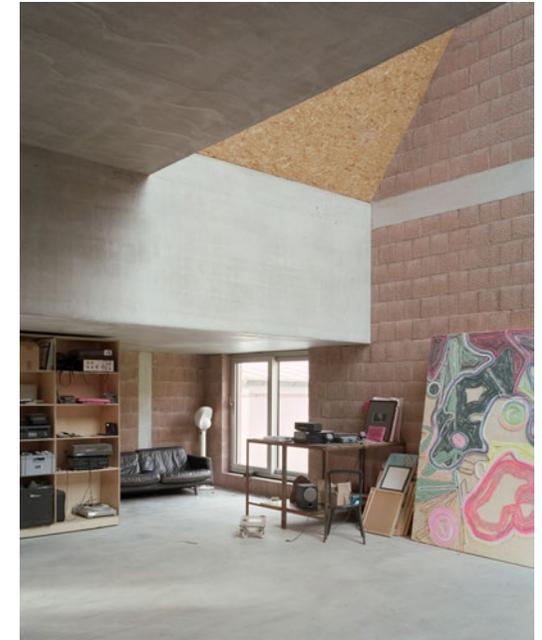
Einen Maßstabssprung bedeutet für Kirchberger & Wiegner Rohde ihr jüngster Wettbewerbsgewinn: In Kooperationspartnerschaft mit Morris+Company (London, Kopenhagen) planen sie ein Hochhaus mit Büros und Hotel am Münchener Hufeland-Areal. Auch hier finden sich flexible Grundrisse. Ein additives Tragwerk macht es zudem möglich, Deckenplatten herauszunehmen, Loggien zu platzieren und Etagen zu verschalten. So können in späteren Umnutzungen vertikal und horizontal Raumlandschaften gebaut werden – Rüstzeug für die lange Lebensdauer des Gebäudes.

Trotz einiger Erfahrung aller drei Partner*innen mit Projekten im Ausland ist die Zusammenarbeit mit Morris+Company ein wichtiger Schritt zu mehr Internationalität mit dem eigenen Büro. Und auch das Thema Kollaboration wird in Zukunft wichtig bleiben. Für einen Wettbewerb in Osttirol haben Kirchberger & Wiegner Rohde sich das noch junge Büro AFLPMW als Partner gesucht. Nach den erfolgreichen, dennoch vorsichtigen Aufbaujahren mit vielen unterschiedlichen Projekten und Erfahrungen steht das Büro an einem Punkt, den Ariane Wiegner so beschreibt: „Wir haben jetzt beschlossen, dass wir uns mehr trauen. Wir können sagen: Wir stehen für bestimmte Dinge, und die machen wir dann auch.“

www.kirchbergerundwiegnerrohde.de

Werner Schührer, Christian Zöhrer und Andy Westner,
Foto: Magdalena Jooss

Rechts: Atelierhaus für einen Künstler im Münchner Norden –
ausgezeichnet mit dem Bauwelt-Preis „Das Erste Haus“ 2018,
Foto: Sebastian Schels



ANSPRUCH OHNE FALSCHHE FASSADE

WESTNER SCHÜHRER ZÖHRER, MÜNCHEN

Sie kennen sich seit dem ersten Semester an der Hochschule München, gewannen mit gemeinsamen Studentenwettbewerben so manchen Achtungserfolg, trafen sich beim Aufbaustudium an der ETH Zürich wieder und begaben sich dann auf Erfahrungssuche weltweit. Büros wie OMA New York, Kerez, Kaufmann, Haimerl, Meck und RCR gehören zu den Stationen von Andy Westner, Werner Schührer und Christian Zöhrer. Diese haben vielleicht „nicht 1:1 architektonisch“ Spuren hinterlassen, aber in Hinblick aufs Netzwerk und die Intensität, mit der sie sich ihren Projekten widmen. In der jetzigen Konstellation führen sie seit 2016 ein eigenes Büro, das sich seither leise, aber mit stetem Erfolg und wachsender Beachtung entwickelt hat.

VON SABINA STRAMBU



Wie liefen die ersten fünf Jahre eures Büros? Wichtig in der Anfangsphase war, dass wir zusätzlich zum Büro jeweils als wissenschaftliche Mitarbeiter an der TU München gearbeitet haben. Das gab uns eine gewisse finanzielle Sicherheit, bis wir die Projekte hatten, die uns heute als Büro tragen. 2019 sind wir auf sechs feste Mitarbeiter*innen angewachsen, plus Werkstudent*innen. Jetzt arbeiten wir wieder in etwas kleinerer Konstellation, um etwas näher an den Inhalten sein zu können.

Ist das ein Unterschied zu den Büros, die ihr nach dem Studium kennengelernt habt? Die hören sich namhaft und groß an, aber es waren alles eher kleine Strukturen. Selbst bei OMA in New York arbeiteten damals nur 10 Leute. Das haben wir auch für uns festgestellt: Man wünscht sich zwar immer mehr Arbeitskapazität, aber ein kompakter Stamm und ein Büro, in dem die Wege kurz sind, ist für die Qualität besser.



Pfarrzentrum St. Thomas Morus in München: Umbau und Anbau mit Nutzungserweiterung des Kirchenraums von 1964, Modellfoto: Burko Jaeger

Links: Ausstellung 2018 im Rahmen der Nominierung zum Förderpreis für Architektur der Landeshauptstadt München, Foto: AWWSCZ

Über die Lehraufträge hattet ihr viel Kontakt zur noch jüngeren Generation. Welche Denkweisen und Ideen überraschen oder inspirieren euch? Der Output der Studierenden ist extrem beeindruckend. Es fällt allerdings auf, wie stark sie sich von Bildern leiten lassen. Interessant ist auch der unverbrauchte Blick am Anfang, bevor nach wenigen Monaten das Vokabular und der Habitus der

Architekt*innen angenommen werden – wie auch immer der aussehen mag. Insgesamt haben wir aber vom Austausch total profitiert. Man saß an einem Knotenpunkt, an dem ganz viele Ideen zusammenlaufen. Im Büro kriegt man das nicht immer hin und versinkt im Alltag. Daher versuchen wir, diese Ideenvielfalt zumindest einmal im Jahr mit einer Art Workshop aufrecht zu halten. Da schließen wir das Büro für zwei Tage und machen ein Brainstorming zu Projekten, an denen wir arbeiten oder die in der Pipeline sind.

Ihr habt bisher vorwiegend Sportbauten, Umbauprojekte und Kirchenräume im Repertoire. Welche Typologie würde euch noch reizen? Der Geschosswohnungs-bau ist ein extrem spannendes und wichtiges Feld, das uns interessieren würde, auch wenn die Rahmenbedingungen in München nicht ganz einfach sind. Letztendlich ist es aber egal, ob es ein Bürogebäude oder eine Tankstelle wird. Entscheidend ist,



Sanierung eines Gartenhauses und Umbau für eine ganzjährige Nutzung (links) und Schuppen für Wartungsgeräte an einer Sportanlage in München (rechts).

Rechts: Vereinsgebäude im Olympiapark – ausgezeichnet mit dem BDA-Preis „Über Oberbayern 2021“ in der Region Landeshauptstadt München.

Fotos: Sebastian Schels



dass ein ambitionierter Planungsansatz und eine Wertigkeit gefragt sind. So gesehen können wir sehr dankbar sein über unsere bisherigen Projekte.

In einem städtebaulichen Ideenwettbewerb für den Münchner Nordosten habt ihr gemeinsam mit Freunden und Lehrstuhlkolleg*innen den Beitrag „Stadt der Vielen“ eingereicht. Dieser setzt an der Wurzel an, nämlich beim Baugrund. Was genau war eure Absicht? Wir haben überlegt, was generell hier in München die Schwierigkeit bei der Produktion von ökonomisch und sozial verträglichem Wohn- und Stadtraum ist. Mit den Eigentumsverhältnissen von Grund und Boden setzen sich viele schon seit langem auseinander. Aber unser Vorschlag wollte einen realen Prozess anstoßen, bei dem es nicht nur darum geht, wie das Quartier nachher aussieht, sondern der die Fragen voranstellt: Für wen wird gebaut, und wem gehört es danach? Wir haben ein sogenanntes Parlament der Nachbarschaften konzipiert, in dem die Quartiersentwicklung nicht nur von Expert*innen, der Stadt oder Investor*innen betrieben wird. Sondern wo auch Bürger*innen gestalten können und wo Raum bleibt für Wachstum und spätere Entwicklungen. Eine entscheidende Grundvoraussetzung ist natürlich, dass der Boden allen gehört.

Wie kam der Vorschlag an? Wir wurden in der zweiten Wettbewerbs-phase zwar nicht prämiert, durften aber das Konzept in einer Podiumsdiskussion neben den Preisträger*innen vorstellen. Da waren wirklich gute Beiträge dabei, aber es ist immer wieder erntend zu sehen, wie spät wir als Architekt*innen und Stadtplaner*innen ins Spiel kommen. Eigentlich geschieht das erst, wenn die politischen Entscheidungen gefallen sind. Genau hier wollten wir ansetzen. Uns fehlt es an Kommunikation und Partizipation, das hat sich auch bei der Erarbeitung des Wettbewerbsbeitrags gezeigt. Wir saßen bei einem Workshop mit unseren Unterlagen in

einem Wirtshaus vor Ort, da kam zufällig ein Bauer vorbei, dem im Planungsgebiet Land gehört. Er hat uns etwas ängstlich gefragt, was wir da eigentlich machen. Denn letztlich wusste er nicht, ob in zwei Jahren die Bagger über sein Grundstück rollen.

Was wünscht ihr euch in dieser Hinsicht für München? Eine Veränderung der Grundstrukturen und Verfahren. Man erwartet von uns Architekt*innen immer viele kreative Entwürfe. Wir würden es begrüßen, kreativere politische Konstellationen und Bauherren an der Seite zu haben, die daran interessiert sind, andere Modelle auszuprobieren. Und zwar unabhängig vom Maßstab.

www.awwscz.de

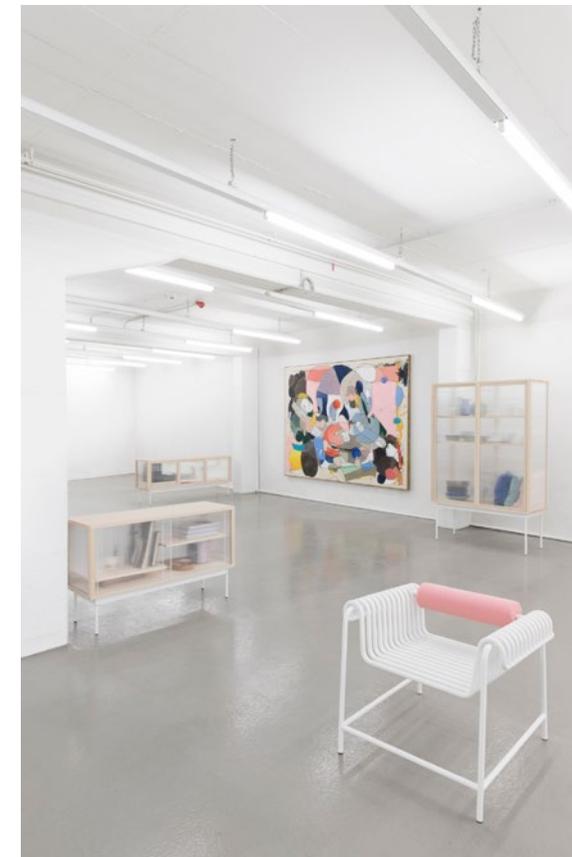


„Stadt der Vielen“ – Wettbewerbsbeitrag im städtebaulichen und landschaftsplanerischen Ideenwettbewerb für den Münchner Nordosten 2020, Entwurf: ARGE „Stadt der Vielen“

Johann Kuhn und Kevin Rack

Rechts: Sessel und Kissen 22.24,
Schränk und Sideboard 80.100

Fotos: Michelle Mantel



DER KLEINE MASSSTAB

BLOCKBAU, KARLSRUHE

VON JASMIN JOUHAR

Blockbau ist eine junge Marke für Möbel aus Deutschland. Die beiden Gründer Johann Kuhn und Kevin Rack entdeckten das Objektdesign während des Architekturstudiums in Karlsruhe für sich – und zehren bis heute von der Wechselwirkung der Disziplinen.



Dass Architekt*innen auch Möbel entwerfen, ist nun wirklich nichts Neues. Die Designgeschichte der Moderne wäre ohne das Architektenmöbel ein ziemlich dünnes Buch. Johann Kuhn und Kevin Rack allerdings haben gar nicht erst als Architekten gearbeitet, bevor sie das Design für sich entdeckten: Schon während ihres Studiums am Karlsruher Institut für Technologie entwickelten sie erste Objekte. „Wir fanden die grundlegenden Entwurfs- und Gestaltungsprinzipien der Architektur spannend“, sagt Kevin Rack. „Es hat uns Spaß gemacht, sie auf einzelne Komponenten herunterzubrechen: auf Material, Fügung, Kontext. Und sie dann isoliert im kleinen Maßstab zu betrachten. Sie durchzudeklinieren und daraus ein Produkt zu entwerfen.“ Nach ihrem Abschluss im Jahr 2017 gründeten sie deshalb ein gemeinsames Designstudio, anstatt in Architekturbüros anzufangen. Drei Jahre später brachten sie ihre Entwürfe unter der Marke Blockbau auf den Markt. Die Gründung der eigenen Firma lag nahe, wie Rack berichtet: „Uns interessiert die gesamte Bandbreite der Aufgaben. Nicht nur Idee und Konzeption, auch die Umsetzung, die Abstimmung mit Produzenten. Einen Entwurf in eine serielle Fertigung zu gießen. Ich schätze, dieses Denken kommt aus der Architektur.“

Ohnehin hat sie die Architektur nicht ganz losgelassen: Ihr aktuelles Produkt, den Stuhl 32, haben die beiden Egon Eiermann gewidmet. „Eiermann hat uns während des ganzen Studiums begleitet“, erinnert sich Johann Kuhn. „Er hatte ja in Karlsruhe gelehrt. Dort entstanden auch die bekannten Tischgestelle, die unser ganzer Freundeskreis zuhause hat.“ Kuhn und Rack konzipierten den Stuhl als Update des klassischen Zeichenhockers, mit einem kräftigen Gestell aus pulverbeschichtetem Stahlrohr und einer Sitzschale aus Schichtholz. Es gibt 32 auch als Barhocker und neuerdings auch in einer Version für draußen. Mit seiner klaren, eingängigen Form ist der Stuhl exemplarisch für den Designansatz von Blockbau: „Am Anfang haben wir sehr konstruktiv architektonisch entworfen“, sagt Kuhn. „Jetzt versuchen wir, Möbel mit einem starken Ausdruck und einem Wiedererkennungswert zu schaffen, wie eine ikonische Architektur.“ Bei aller Nähe zwischen den Disziplinen sehen die beiden auch Unterschiede: „Im Design ist der Prozess sehr viel kürzer, und die Optionen sind viel breiter gefächert“, so Rack. „Man arbeitet materialbezogener. Die Architektur ist dagegen viel mehr Raumgefüge und Atmosphäre.“

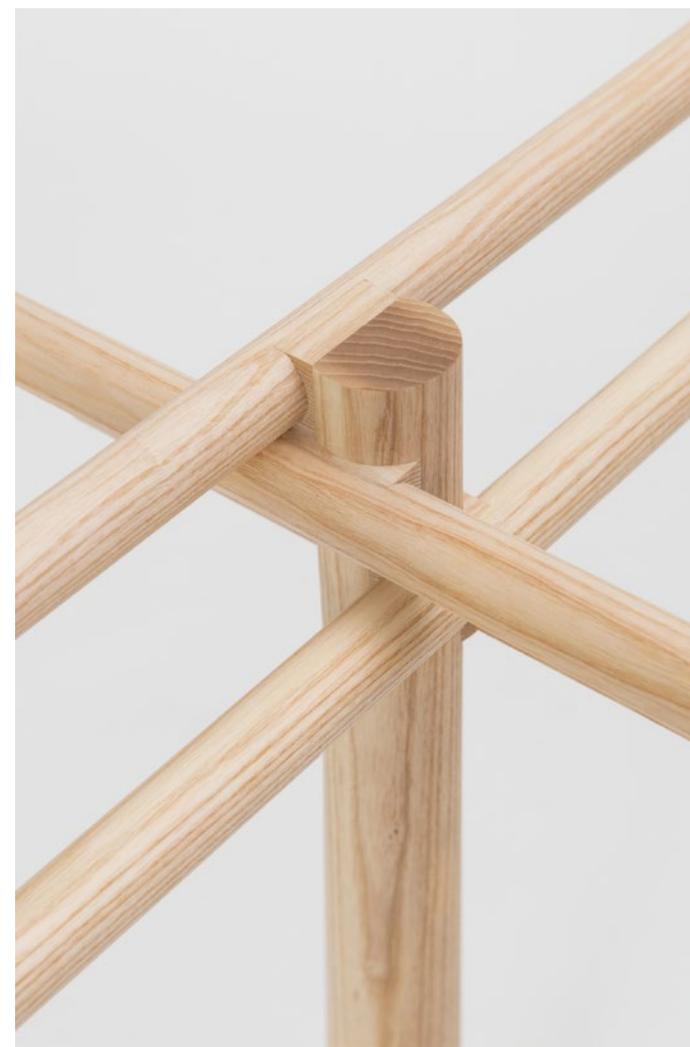


Sessel und Kissen 22.24, Barhocker 32 (oben links), Fotos: Michelle Mantel



fen von einem Gestalter aus Hamburg. Die Details behalten sie zwar noch für sich, aber so viel können Kuhn und Rack schon verraten: Philosophie und Designsprache des Entwurfs passen perfekt zu Blockbau.

www.blockbau-design.de



Stuhl 32 für draußen,
Sessel und Kissen 22.24,
Knoten des Stable Table.

Fotos: Michelle Mantel

Ein großes Ziel haben sich Rack und Kuhn gesetzt: Sie wollen alle Blockbau-Produkte in Deutschland fertigen lassen. Bis jetzt konnten sie diesem Anspruch gerecht werden, auch wenn sich die Suche nach passenden Produzent*innen teils aufwändig gestaltete. „Wir müssen für jedes Produkt und jeden Werkstoff den optimalen Fertigungsprozess finden, damit es wirtschaftlich ist“, sagt Kevin Rack. Bei ihren Recherchen hätten sie jedoch schnell gemerkt, dass es noch genug geeignete Betriebe in Deutschland gäbe. So arbeiteten sie etwa mit einigen mittelgroßen Familienunternehmen im Erzgebirge zusammen. „Sehr partnerschaftlich“, ergänzt Johannes Kuhn. Auch für die Zukunft von Blockbau gibt es bereits Pläne: Die Marke soll sich als Plattform für junges Design aus Deutschland etablieren. „Wir wollen die Firma nicht als Konstrukt um unsere eigenen Entwürfe herum entwickeln“, so Kuhn. „Uns geht es um den Austausch mit anderen Gestalter*innen.“ Der erste Schritt in diese Richtung: Im kommenden Jahr stellen sie eine neue Beistelltisch-Serie aus Formsperrholz vor, entwor-

Haus Erler in Fockendorf,
Thüringen, 2015–20
Foto: Philip Heckhausen

Rechts: Jan Meier und Lena Unger.
Foto: Adrian Dorschner



SÄCHSISCHE SCHWEIZ

MEIER UNGER ARCHITEKTEN, LEIPZIG

VON GREGOR HARBUSCH

Zürich und die ETH sind wunderbare Orte, wenn man Architektur auf hohem Niveau praktizieren möchte. Doch manchmal gehen der Limmatstadt und ihrer prestigeträchtigen Hochschule eine gewisse spielerische Leichtigkeit ab. Nach wichtigen und lehrreichen Jahren in der Schweiz entschieden sich Jan Meier und Lena Unger deshalb, nach Leipzig zu gehen, um hier ihr Büro zu gründen.

Leipzig schien für Meier, der in der Nähe aufwuchs und Unger genau der richtige Ort, um sich selbständig zu machen. Im Vergleich zu den meisten deutschsprachigen Großstädten sind die Lebenshaltungskosten in der sächsischen Metropole niedrig, die Strukturen offener und vieles momentan in Bewegung. Seit der Bürogründung 2016 realisierten Meier Unger drei formal sehr unterschiedliche Einfamilienhäuser, die durch gestalterischen Mut und ungewöhnlichen Detailreichtum Aufmerksamkeit erregten und Diskussionen provozierten.

Haus Vogt in Leipzig ist ein knallbunter Anbau, der im Inneren an die zeitgenössische belgische Architektur denken lässt. Haus Erler im thüringischen Fockendorf zelebriert den Ziegel und wagt einen unorthodox ornamentalen Umgang mit den Steinen. Ganz anders wiederum Haus Scholl im ländlichen Solothurn, das wie ein modernistisch eleganter Pavillon wirkt, dabei fein durchdetailliert und weitgehend in Holz konstruiert. In allen drei Fällen hätten sie von fantastischen Bauherr*innen profitiert, betonen die Architekt*innen. Diese hätten sich vielleicht anfänglich nicht unbedingt ein so außergewöhnliches Haus gewünscht, sie seien dann aber vertrauensvoll durch die vielen Hochs und Tiefs der Ideenfindung und Materialisierung mitgegangen.

Man sieht den Häusern an, dass hier junge Architekt*innen viel Zeit in die minutiöse Durcharbeitung steckten, dass jedes Element auf sein ästhetisches Potential befragt wurde, dass eine vielschichtige Auseinandersetzung mit Ordnungen und Motiven der Architekturgeschichte im Hintergrund steht. Was man den Häusern nicht sofort ansieht: Für die Architekt*innen ist die handwerkliche Umsetzung mindestens so wichtig wie die Entwurfsarbeit. Bei Haus Erler und Scholl war sogar reichlich Eigenleistung der Bauherr*innen im Spiel, und so manche aufwändige Idee war nur deshalb realisierbar. Selbstbau darf im Kontext der ambitionierten Entwürfe auch als praktischer Teil ästhetischer Überzeugungsarbeit verstanden werden, die die Architekt*innen hier leisteten.

An Haus Erler und Scholl arbeiteten Meier Unger fünf Jahre lang. Wirtschaftlich trägt sich das Büro mit seinen anspruchsvollen Projekten bisher noch nicht. Assistenzen und Vertretungsprofessuren waren und sind deswegen essenziell. An der TU Darmstadt war Unger Assistentin bei Elli Mosayebi (EMI Architekten Zürich), später vertrat Meier die Professur kurzzeitig. Aktuell lehrt Unger an der TU Kaiserslautern als Vertretungsprofessorin Stadtbaukunst und Entwerfen.



Stadtbude für die Initiative Stadtmensch in Altenburg, 2021, Foto: Philip Heckhausen



Haus Vogt in Leipzig, 2019
Fotos: Philip Heckhausen



Publiziert haben die Architekt*innen bisher in erster Linie die drei Einfamilienhäuser, doch sie haben nicht nur für private Bauherr*innen geplant. Beim viel beachteten, programmatisch offenen Konkurrenzverfahren für das experimentelle Wohnhaus San Riemo der Münchner Wohnungsbaugenossenschaft Kooperative Großstadt 2017 errangen sie – zusammen mit dem befreundeten Büro Dorschner Kahl Architekten (Leipzig, Dresden) – eine Anerkennung. Ihr Entwurf setzte bei der Fassade auf einen trockenen und durchaus sperrigen Rationalismus. Im Gegensatz dazu provozierten die Architekt*innen im Inneren mit Bildern feudaler Raumentwürfe wie einer neogotischen Kaminhalle oder einer Stadtloggia mit Renaissancebögen. Es sei ihnen dabei weniger um eine konkrete formale Lösung gegangen, betonen Meier und Unger, sondern um die Idee, dass eine Gemeinschaft sich eben mehr leisten könne als jeder Einzelne für sich.



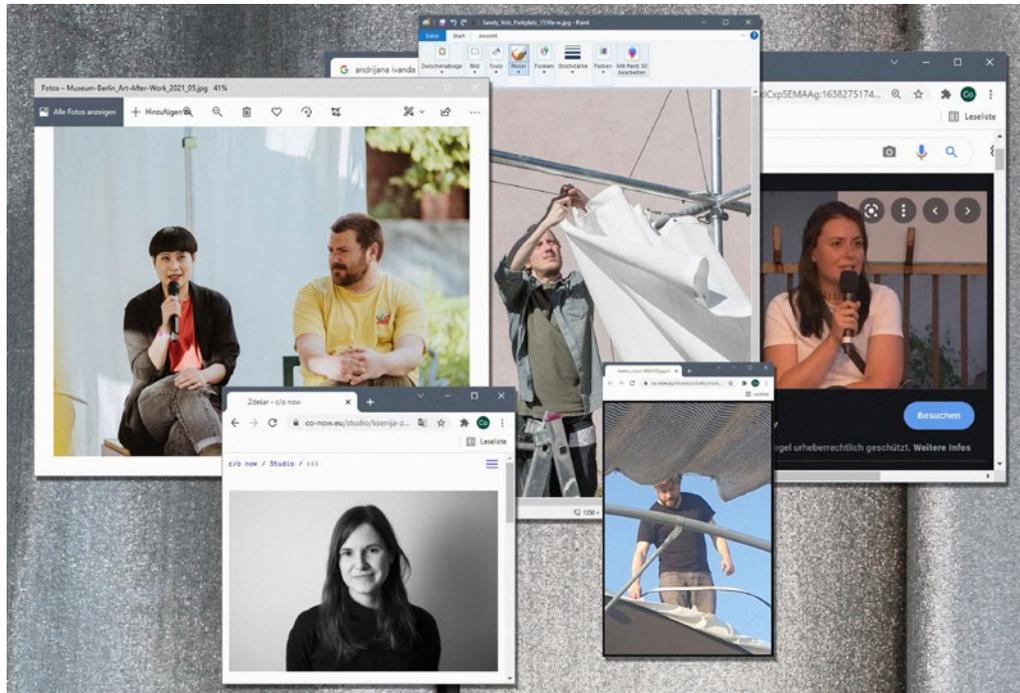
Haus Scholl in Selzach, Kanton Solothurn, 2015–19
Fotos: Philip Heckhausen

Vor kurzem wurden zwei Projekte im thüringischen Altenburg fertig, die im Auftrag der Initiative Stadtmensch entstanden sind. Der gemeinnützige Zusammenschluss lokaler Akteure hat sich zum Ziel gesetzt, das öffentliche Zusammenleben in der über 1.000 Jahre alten ehemaligen Residenzstadt zu verbessern. Meier Unger bauten den zentralen, als „OpenLab“ bezeichneten Raum der Initiative um und realisierten darüber hinaus eine mobile „Stadtbude“. Das Open Lab dient als Projektbüro und Veranstaltungsraum. Es befindet sich in einem Ladenlokal samt angeschlossener ehemaliger Werkstatt, die die Architekt*innen mit vergleichsweise wenigen, farblich mutigen Eingriffen neu gestalteten.

Auffällig zeigt sich auch die Stadtbude. Laut und frech – eben wie eine Jahrmarktstube – präsentiert sich das demonstrativ offene, rot-weiß-gestreifte Häuschen im Stadtraum. Die Bude dient keiner spezifischen Nutzung, sondern sie soll Sichtbarkeit schaffen und Aktivitäten anregen. In diesem Sinne steht sie allen engagierten Altenburger*innen zur Verfügung, die hier kostenfrei etwas veranstalten oder präsentieren können.

www.meierunger.com





Duy An Tran, Tobias Hönig, Ksenija Zdešar, Paul Reinhardt, Markus Rampl, Andrijana Ivanda, Fotos: Oana Popa, Sandy Volz, Anja Nitz, et al., Collage: c/o now

SOLIDARISCH AUF ZWEI HOCHZEITEN

C/O NOW, BERLIN

Zwar bezeichnen sie sich nicht mehr als Kollektiv, trotzdem ist der kollektive Gedanke bei c/o now immer noch deutlich spürbar – nicht zuletzt, weil Begriffe wie Solidargemeinschaft, Engagement und Gesprächskultur während des Interviews mehr als nur einmal fallen. Dass die sechs Wahlberliner*innen Andrijana Ivanda, Tobias Hönig, Markus Rampl, Paul Reinhardt, Duy An Tran und Ksenija Zdešar, die sich zum Teil in den Büros von Arno Brandhuber und Muck Petzet kennengelernt haben, sich auch über die Arbeit hinaus sehr gut verstehen, ist offensichtlich – zeitweise haben sie sogar in unterschiedlichen Konstellationen miteinander gewohnt. Der starke Zusammenhalt schafft die Grundlage für ihre Arbeit, bei der sie viel diskutieren und hinterfragen – sowohl in der Praxis als auch in Theorie und Lehre.

VON DORIT SCHNEIDER-MAAS



Wie habt ihr zusammengefunden?

Bei der Arbeit in anderen Büros haben wir festgestellt, dass wir ähnlich über Architektur denken und gleiche Ideen haben, wie man Architektur umsetzen sollte. Dabei kam es zu vielen Diskussionen – eine Tradition, die wir beibehalten haben. Es war ein guter Mix, jeder konnte sich mit seinen unterschiedlichen Fähigkeiten einbringen. Seit 2014 haben wir uns dann so nach und nach aus den Büros „rausgeschält“, um uns an einen eigenen, gemeinsamen Tisch setzen zu können. In der Übergangsphase konnten wir gut auf die Infrastruktur, Kontakte zu Fachplaner*innen und logistische Unterstützung der alten Büros zurückgreifen.

Ihr beschreibt eure Arbeit unter anderem mit einer „radikal-pragmatischen Orientierung an der Gegenwart“. Was meint ihr damit?

Wir arbeiten im Hier und Jetzt, mit dem, was wir haben. Wir müssen mit den Auftraggeber*innen, den Handwerker*innen, den Begebenheiten des Grundstücks sowie den ökonomischen Gegebenheiten klarkommen, kurz gesagt: mit einem ganzen Katalog an Bedingungen und Parametern. Dafür müssen alle Themen jedes Mal, für jede neue Gegenwart neu diskutiert werden, um daraus eine Zukunft entwickeln zu können, die so gut ist, wie es nur irgendwie geht.

Wichtig ist uns, weder Vergangenheit noch Zukunft zu verklären, von wegen „früher war alles besser“ oder „es wird schon alles gut“ – darauf wollen wir uns nicht verlassen. Das bedeutet auch, dass wir oft unsere eigenen Eitelkeiten zurückstecken müssen. Und es gibt immer jemanden am Tisch, der sagt: Stopp, was machen wir da eigentlich gerade? Und dann wird diskutiert. Dafür ist es gut, sechs verschiedene Köpfe mit sechs verschiedenen Meinungen zu haben.

Bringt ihr das auch in die Arbeit mit den Bauherr*innen ein?

Ja, bei unseren derzeitigen Projekten in Brandenburg zum Beispiel sind wir häufig vor Ort und diskutieren viel mit den Auftraggeber*innen. Darauf lässt sich natürlich nicht jeder ein. Es geht auch nicht darum, jemanden zu bekehren, sondern um einen mehrjährigen, gemeinsamen Prozess. Durch die kontinuierliche Diskussion entsteht oft ein neues Bewusstsein für das Bauen, viele Auftraggeber*innen entwickeln auch einen neuen Bezug zu ihrem Objekt. Wir wollen im Allgemeinen Potenziale aufzeigen, Bürger*innen und Nutzer*innen verdeutlichen, dass es Möglichkeiten gibt – vor allem auch dadurch, dass man sich zusammentut, sich solidarisiert.



Where the Wild Morels Grow, Einfamilienhaus in vorgefertigter Holzhalle; Schmergow, 2021, Foto: c/o now

Oben: c/o now für Thomas Kilpper: A Lighthouse for Lampedusa; Kassel, 2017; Blick von Westen, Foto: Thomas Kilpper



Sagfjordbotn, Umbau eines und Anbau an einen Fjordhof oberhalb des Polarkreises; Sørfold (Norwegen), 2017, Foto: Thomas Kilpper

Gibt es No-Gos, was die Aufträge angeht?

Da würden uns sicherlich viele einfallen, aber die betreffen uns ja glücklicherweise nicht – Donald Trump fragt uns nicht, ob wir einen Golfplatz für ihn bauen können... Aber es gibt da etwas, das uns sehr stark betrifft, das wir immer wieder diskutieren und auch in der Lehre thematisieren: das Einfamilienhaus. Dabei stellen wir fest: Wir tanzen auf zwei Hochzeiten. So haben wir zum Beispiel, kurz bevor wir den Auftrag für das Einfamilienhaus in Schmergow bekamen, in einer Publikation einen sehr radikalen Appell gegen das Einfamilienhaus rausgehauen. Über diese Diskrepanz in unserer Arbeit reflektieren wir wiederum sehr viel.

Wie viel Raum nehmen Theorie und Lehre in eurer Arbeit ein?

Eigentlich kommen wir eher aus der praktischen Architektur, und die ist auch noch immer Hauptteil unserer Arbeit. Wir haben aber schon immer Theorie und Praxis zusammen gedacht. Als – in Führungsstrichen – „junges Büro“ haben wir uns die theoretische Arbeit sozusagen „geleistet“, denn das war zu Beginn selbstverständlich unbezahlt. Inzwischen sehen wir es als ein echtes Privileg an, uns auch mit der Theorie beschäftigen zu können.

Ich bin ehrlich gesagt auch überrascht, wieviel Praxis ich in eurem Büro sehe. Auf eurer Webseite sieht man ja nicht so viel davon.

Das wird uns oft gesagt. Der Grund dafür ist ganz simpel: Wir haben schlichtweg keine Zeit und Kapazitäten, die Projekte aufzuarbeiten, Fotos zu machen und Projekttexte zu schreiben. Die theoretische Arbeit lässt sich da viel schneller kommunizieren. Ein schnelles Bild, ein kurzer Text, das geht ganz fix. Wir denken, dass es vielen jungen Büros wie uns geht.

Ihr wart letzte Woche in Linz, wo ihr derzeit eine Gastprofessur an der Kunstuniversität innehabt. Was habt ihr mit den Studierenden gemacht?

Wir setzen uns mit den Student*innen – vom dritten Semester bis hin zu Studierenden, die kurz vor der Masterarbeit stehen – mit derzeitigen Krisen auseinander. Hieraus haben die Studierenden eigene Themen entwickelt und sich Orte in Linz und Umgebung mit den unterschiedlichsten Maßstäben gesucht, die sie nun bearbeiten. Themen wie Diversität, soziale Spaltung, Zersiedelung oder feministische Perspektiven spielen dabei eine große Rolle.



#ParkPlatzBG; Berlinische Galerie, Berlin-Kreuzberg, 2021, Foto: Oana Popa

Sind die heutigen Student*innen anders?

Grundsätzlich sind sie viel politisierter und stellen viel mehr in Frage. Sie beschäftigen sich nicht nur mit Architektur, sondern sind auch sozial und politisch engagiert. Wir haben den Eindruck, dass sie über ein viel klareres Bewusstsein für die derzeitigen Notstände verfügen und auch in der Lage sind, ihr Wissen zielgenau und präzise auf die Fragen der Architektur und Stadtplanung anzuwenden. Man kann sagen, dass sie an den Grundfesten der Disziplin rütteln.

Dazu gehört natürlich auch das Infragestellen der Arbeits- und Produktionsbedingungen: Bei den angehenden Architekt*innen gibt es so etwas wie die „Star Architecture“ nicht mehr. Denen ist total klar, dass nicht ein einziger Typ da oben sitzt und die geniale Idee hat. Auch „Nachtschichten sind geil“ gilt nicht mehr. Viel öfter ist der Satz „Sleep eight to ten hours every night“, den der Instagrammer Dank Lloyd Wright geprägt hat, unter den Student*innen zu hören. Viele junge Architekt*innen setzen also klarere Grenzen, sind dabei aber nicht weniger produktiv, ganz im Gegenteil.

Seht ihr euch als eine Art Vermittler zwischen den Generationen?

Wir gehören vielleicht zu einer Art Zwischengeneration. Studierende bitten uns immer wieder um Rat, wie es zum Beispiel nach dem Studium weitergehen soll oder wollen mit uns arbeiten – was wir leider oft nicht leisten können, da wir Praktikant*innen generell adäquat bezahlen wollen.

Wir raten angehenden Architekt*innen immer, sich als Solidargemeinschaft zu organisieren und langfristig zu denken. Aber wir sagen ihnen zum Beispiel auch, dass es lohnend sein kann, in den großen Büros zu arbeiten, um Erfahrungen zu sammeln, selbst wenn man deren Moral vielleicht nicht vertritt. Denn unter normalen Bedingungen kann man nicht einfach aus dem Studium rausgehen und ein Büro gründen.

Man muss einfach noch so wahnsinnig viel lernen und natürlich auch das Geld haben. Die meisten jungen Büros kämpfen sehr mit ihrer Existenz, vor allem in diesen verrückten Zeiten.

Seid ihr zufrieden mit eurer eigenen ökonomischen Situation?

Sagen wir so: Es wird stabiler. Mit dem kontinuierlichen Arbeiten und dem Wechsel von der GbR zur GmbH haben wir uns auch auf der rechtlichen Ebene inzwischen besser aufgestellt. Jetzt fruchtet natürlich auch schon die theoretische Arbeit, die wir uns vorher durch die praktische ermöglicht haben. Wir verdienen uns zwar keine goldene Nase damit, aber wir können sechs Leute solide anstellen, das macht ein gutes Gefühl.

Wollt ihr noch wachsen?

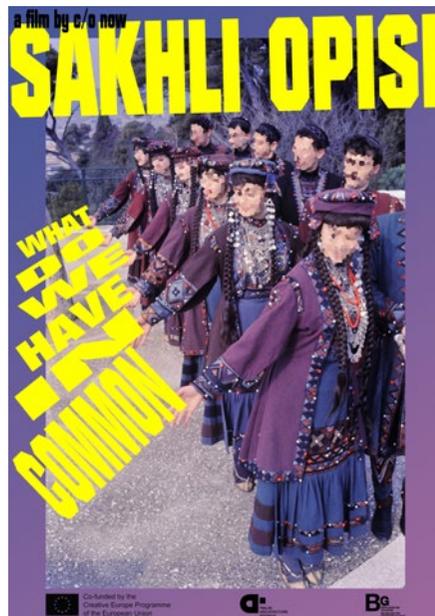
Kein Wachstumsfetischismus, oh nein. Die kritische Masse ist wahrscheinlich erreicht, wenn wir mittags nicht mehr an einem

Tisch sitzen können. Natürlich würden wir gerne größere Projekte bearbeiten, uns zum Beispiel Gedanken über progressiven Wohnungsbau und urbane Räume machen. Dafür braucht man aber auch umfangreichere Teams. Und was wir alle nicht wollen, ist, dass unser Büro irgendwann so groß wird, dass wir alles nur machen, um den Apparat zu erhalten. Eine bessere Lösung wäre das Vernetzen. Im Grunde genommen haben wir das schon teilweise erreicht.

Sollten junge Büros mehr gefördert werden?

In Österreich zum Beispiel gibt es Wettbewerbe für junge Architekturbüros, bei denen ein Wettbewerbsgewinn gar nicht so unwahrscheinlich ist. Wir finden, dass sich auch auf dem deutschen Markt in dieser Hinsicht noch viel tun muss und junge Büros mehr Chancen bekommen sollten. Gute Architektur, und da reden wir noch gar nicht von Gestaltung, sollte nicht immer mehr zu einem Luxusgut werden, sondern wieder in der Breite zugänglich sein!

www.co-now.eu



Filmplakat im Rahmen der Tbilisi Architecture Biennale; Workshop mit c/o now in Poznan; „100 Jahre Freistaat. Eine Raumverfälschung“ von Stephan Trüby, Verena Hartbaum, University of Looking Good und c/o now, Fotos: c/o now, Paul Rutrecht



AN DER SCHNITTSTELLE

STUDIO DIA, BERN/ZÜRICH

VON ALEXANDER STUMM

Die Wohnung von der Stadt und die Stadt von der Wohnung her denken: Studio DIA möchte die Disziplingrenzen zwischen Architektur und Städtebau überwinden. Wulf Böer, Martin Dubach, Katrin Gurtner und Felix Krüttli gründeten ihr Architekturbüro vor rund zwei Jahren, im Januar 2020 an den Standorten Bern und Zürich. Zentrales Element all ihrer Projekte ist das Erschließungssystem, das sie als Schnittstelle von privat und öffentlich begreifen.



Holliger Areal Bern, Bild: Studio DIA

Rechts: Katrin Gurtner, Martin Dubach, Wulf Böer, Felix Krüttli

Foto: Studio DIA





Holzger Areal Bern: Laubengänge erschließen die 47 Wohneinheiten, Bild: Studio DIA



Holzhochhaus auf dem Zürcher Dreispitz-Areal: Wohnen um das Jahreszeitenzimmer, Bilder: Studio DIA

HOLLIGER-AREAL IN BERN: ERSCHLIESSUNG+

„Wir haben so einige Modelle von Kooperation ausprobiert“, schmunzelt Wulf Böer im Rückblick auf die letzten Jahre. Bereits vor der Gründung von Studio DIA haben die vier Architekt*innen schon mehrere Jahre zusammen gearbeitet, in unterschiedlichen Konstellationen als Arbeitsgemeinschaft und in Architekturbüros. Teil ihrer Philosophie ist auch heute noch eine offene Büro- und Planungskultur, in der man auf kollektive Schaffensprozesse und Kooperation unter Kolleg*innen setzt. Ein spezifischer architektonischer Duktus ist ihnen nicht so wichtig, stattdessen wollen sie durch das Zusammenspiel verschiedener Perspektiven, Expertisen und inhaltlichen Wissens das jeweils bestmögliche Ergebnis erzielen. „Der Entwurfsprozess ist für uns auch ein intensives Diskutieren, Abwägen und Überzeugen untereinander“, so Felix Krüttli. Genau diese Praxis helfe aber, komplexe Wohnungsbauprojekte später bei Genossenschaft, Kanton, Stadt, Umweltamt und weiteren Akteuren zu vermitteln. Aktuell realisieren Studio DIA drei große Wohnprojekte in Bern, Basel und Zürich.

Die Gewichtung der Erschließung wird auf dem Berner Holliger-Areal deutlich, wo Studio DIA derzeit für eine Gemeinschaft gemeinnütziger Bauträger aus mehreren Genossenschaften ein Wohnhaus mit 47 Einheiten errichtet. Der Zugang erfolgt über einen 3,5 Meter tiefen Laubengang, der gleichzeitig eine nach Süden ausgelegte „Terrasse commune“ bildet – eine Art bewohnte Verbindung zwischen der Stadt und dem Haus. Das filigrane Stahlgestell fasst das gesamte Haus zusammen und wird durch seine Farbgebung betont. Die explizite Verschränkung von privater und öffentlicher Sphäre soll dazu dienen, die Nachbarschaft zu stärken. Inspiration für die Doppelnutzung fanden Studio DIA in den Mischtypologien von [Ernst Gisel](#) oder in Entwürfen von Hans Scharoun.

Überlegungen zu zeitgemäßen Lebensformen spielt das Büro auch in den Grundrissen des Projekts durch. „Im zeitgenössischen Wohnungsbau stehen sich heute

zwei gegensätzliche Tendenzen gegenüber“, erklärt Böer: „Einerseits konventionelle Wohnformen mit klar programmierten Zimmern à la „zwei-Zimmer-Küche-Bad“, andererseits der Traum des nutzungsoffenen Grundrisses mit der Freizügigkeit der Wohnkommune.“ In Bern soll ein flexibler Mittelweg gefunden werden: Durch Schalt-räume und sogenannte „Geheimtüren“ lassen sich Wohnungen optional verbinden. So können Cluster mit Gemeinschaftsküchen entstehen. Im Turm lassen sich kleinere und größere Einheiten zu Mehrgenerationenwohnungen zusammenlegen. Dort herrscht insgesamt eine größere Privatsphäre. Es geht um die Freiheit, „die Temperatur, wie man wohnen will, selbst einzustellen“, sagt Krüttli. Das Gebäude soll 2025 bezugsfertig sein – Anfragen, die Apartments als 15-Zimmer-Wohnungen anzumieten, sind bereits eingetroffen.

HOLZHOCHHAUS MIT FÄCHERFÖRMIGEN GRUNDRISSEN IN ZÜRICH

Außerdem planen die Architekt*innen für die ASIG Wohngenossenschaft ein 60 Meter hohes Wohnhochhaus aus Holz: 108 Wohnungen und 17 Gästezimmer als nördlicher Abschluss des Dreispitz-Areals in Zürich-Schwamendingen. Wegen eines sich derzeit im Bau befindlichen Autobahntunnels ist im Nordosten mit hohen Lärmemissionen zu rechnen. Alle Wohnungen werden deshalb über einen aufgefächerten Grundriss nach Süden ausgerichtet sein. Die Wohnräume gruppieren sich jeweils um einen mit 13 Quadratmetern großzügig angelegten Wintergarten, das sogenannte „Jahreszeitenzimmer“. So ergeben sich vielfältige Wege- und Blickbeziehungen, auf dunkle Korridore wurde verzichtet. Im Norden soll es auf allen Ebenen doppelgeschossige Gemeinschaftsräume für Co-Working, Billard oder die Waschküchen geben. Das Sockelgeschoss wird als Wabenstruktur in Stahlbeton ausgeführt, das Tragwerk der oberen Etagen vollständig in kreuzverleimten Sperrholzplatten (CLT). Die Fertigstellung der knapp 12.000 Quadratmeter Bruttogrundfläche ist für 2025 geplant.

Dass ein junges Architekturbüro überhaupt die Chance erhält, ambitionierte neue Wohnformen zu realisieren, liegt nicht zuletzt an der hohen Dichte von Baugenossenschaften in der Schweiz. Studio DIA: „Es gibt in Deutschland das Klischee, die Schweizer Architekturszene sei konservativ – das Gegenteil ist der Fall. Uns fällt kein Ort auf der Welt ein, wo es ermöglicht wird, derart progressiv und experimentell an neuen Wohnformen zu forschen.“ Der Aufschwung an Genossenschaften hängt wiederum mit einer vorausschauenden Bodenpolitik zusammen. Während in Deutschland

vielerorts kommunale Liegenschaften veräußert wurden, blieb man bei den Eidgenossen in dieser Hinsicht zurückhaltend – das zahlt sich nun aus und gibt einer jungen Architekt*innengeneration Spielraum.

STÄDTEBAULICHE ENTWICKLUNG DES BASLER LYSBÜCHEL-AREALS

Drittes Großprojekt von Studio DIA ist das Areal VoltaNord in Basel, bekannt auch als Lysbüchel-Areal. An der Landesgrenze zu Frankreich muss das Gebiet im Norden mit einem morphologischen Bruch zurecht kommen, im Osten liegt der Novartis-Campus, im Süden das Gründerzeitviertel St. Johann, im Westen sind durch Gleise Lärmbelastungen miteinzukalkulieren. Das Beurteilungsgremium des Kantons Basel-Stadt hatte sich Anfang 2021 für eine Synthese der Beiträge der beiden Planungsteams Studio DIA/MERETT sowie jessenvollenweider entschieden. Hier entstehen in den nächsten Jahren bis zu 2.500 Arbeitsplätze und Wohnraum für bis zu 2.000 Einwohner*innen.

Durch einen Direktauftrag von der SBB Immobilien AG werden Studio DIA das Bau-feld 2 zudem selbst bebauen. Das Konzept der Mischnutzung beschreiben Studio DIA als „Wechsel von Stand- und Spielbein“: Die harte Kante zu den Gleisen soll nach innen aufgeweicht werden, um unterschiedliche Maßstäbe und Nutzung zu ermöglichen. Bei der anspruchsvollen urbanistischen Ausgangssituation kommt ein junger Ansatz, neue Schnittstellen im Leben zwischen Wohnung und Stadt zu schaffen, gerade recht.

www.studiodia.ch



Modell für das Zürcher Dreispitz-Areal,
Foto: Studio DIA



DEMO Working Group
Foto: Jan Voigt

Rechts: In der Kreuzau,
Wohnungsombau in Köln-Poll



OPTIMISTISCHE BILDER

DEMO WORKING GROUP, KÖLN

Ein vertikales LED-Schriftband zielt selbstbewusst das ansonsten stringent zurückhaltend gestaltete, strahlend weiße Einraumbüro. Nahe des Kölner Barbarossaplatzes erwartet mich eine gut gelaunte DEMO Working Group bestehend aus Matthias Hoffmann, Tim Panzer, Thorsten Pofahl und Wiebke Schlüter. Die Gruppe begreift sich als offenes System. Das Wort Wir ist fester Bestandteil der DNA des jungen Architekturbüros. Seit seiner Gründung 2019 wächst die Liste der vielfältigen Kollaborationen stetig weiter: Büro Wolfgang Zeh, Büro Juliane Greb und Transsolar, um nur einige zu nennen. Die Tatsache, dass DEMO in einem Bau der 1970er Jahre des Architekten Erwin H. Zander arbeiten, passt gut. Auch Zander war schließlich Teil einer Architekt*innengruppe.

VON NATHALIE BRUM

Umbau eines Einfamilienhauses in Köln-Lindenthal,
Fotos: Jan Rothstein

Was ist DEMO Working Group?

WIEBKE: Wir verstehen unsere Arbeit als kollaborative Praxis. Wir haben uns zusammengetan, um unsere Arbeitsweise, die es auch vor DEMO schon zwischen uns gab, zu konsolidieren. Wir kennen uns aus unterschiedlichen Kontexten. Aus vorherigen Büros und aus der Zusammenarbeit in der Lehre. Es ist außerdem einfacher, gemeinschaftlich zu arbeiten. Und wir haben gemerkt, dass die Projekte durch diese Methode argumentativ schärfer wurden, als wenn man die Dinge mit sich allein verhandelt.

THORSTEN: Darüber hinaus gibt es natürlich auch ganz praktische Vorteile: Man teilt Ressourcen wie Arbeitsplatz, Mitarbeiter, Versicherungen, Arbeitspensum und Referenzen.

TIM: Der Name DEMO Working Group impliziert unsere Vorstellung der Zusammenarbeit als offenes System. Es gibt Kollaborationen mit anderen Architekt*innen, aber auch Ingenieur*innen und Künstler*innen.

MATTHIAS: Wir empfinden es so, dass Hierarchiefragen in diesen Zusammenarbeiten eigentlich obsolet sind – das ist vielleicht auch ein Charakteristikum unserer Generation.

Ihr habt ein Projekt in Köln-Lindenthal realisiert, bei dem ihr für private Bauherr*innen zwei übereinander liegende Wohnungen eines Gebäudes aus den 1950er Jahren zusammengelegt habt. Könnt ihr darüber ein wenig erzählen?

MATTHIAS: Bei dem Projekt war es unsere Absicht, die vorhandene Struktur zu erhalten und zu erweitern, denn diese verfügte schon über viel Potenzial. Die Substanz hatte gute Proportionen und steckte zwischen einer starren Raumstruk-

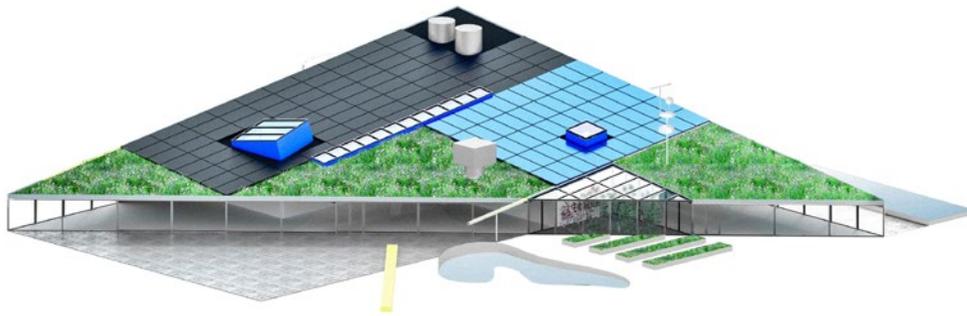


tur und fließenden Raumübergängen, was wir spannend fanden. Über ein paar präzise Eingriffe haben wir neue räumliche Situationen hergestellt und vorhandene Qualitäten hervorgehoben.

WIEBKE: Und wir hatten sehr offene Bauherren. Sie haben sich auf unseren Entwurfsprozess und die Konzeption eingelassen. Das Vertrauen für uns als Experten war groß. Anfänglich haben die Bauherren vielleicht nicht jede Entwurfsentscheidung direkt lesen können, aber im Laufe des Prozesses haben sie die Konzeption verstanden und waren überzeugt.



Gemeinschaftshaus in der Hamburger Hafencity, zusammen mit Wolfgang Zeh



Entwurf für ein Jugendzentrum in Kitzingen

Wie ist euch diese Überzeugungsarbeit gelungen?

WIEBKE: Wir haben ihnen erläutert, dass es nicht nur um ästhetische Einzelentscheidungen geht, sondern dass es ein Konzept braucht, das sich durch das gesamte Haus zieht. Es ist ein narratives Projekt, bei dem sich alte Elemente und Situationen des Hauses mit den neuen Eingriffen verbinden und dadurch eine neue Erzählung entsteht. So ergeben sich teilweise auch etwas absurde oder surreale Situationen.

Die Lösung erinnert mich an die Unbekümmertheit bricolageartiger Ansätze, wie ich sie öfter in der aktuellen belgischen Architektur sehe. Hattet ihr Vorbilder bei diesem Umbau?

MATTHIAS: Natürlich arbeitet man nie im luftleeren Raum. Das Arbeiten mit Referenzen ist für uns Teil des Entwurfsprozesses. In diesem Fall war jedoch das Gebäude selbst die Ressource. Was sind die Schwächen, was sind die Potenziale des Bestands? Es ging hierbei um die Ökonomie der Mittel: Wieviel muss getan werden, um das Potenzial voll auszuschöpfen? Die 1950er Jahre zeichnen sich durch eine Feinheit und Eleganz aus, die wir an einigen Stellen durch Eingriffe weitergeschrieben haben, und der wir durch eine Überlagerung mit zeitgenössischen Elementen eine neue Lesart geben konnten.

Für das Gemeinschaftsprojekt GEHA in der Hamburger Hafencity mit Wolfgang Zeh habt ihr 2019 bei zwei von drei Teilprojekten den ersten Platz gewonnen. Was war der Kern der Aufgabe und eure Antwort darauf?

WIEBKE: Es handelt sich um zwei Gemeinschaftshäuser, die als eine Art Nachbarschaftszentrum fungieren und an zwei Parks in der Hafencity angebunden sind. Es

ging um Fragen der Identitätsstiftung und Fernwirkung. Die Projekte sind in ihrem Charakter jeweils sehr spezifisch – es sind gewissermaßen eigenständige Wesen. Im Kontext der Hafencity, die man als monoatmosphärisch bezeichnen könnte, haben wir sie als Objekte interpretiert, die für eine gewisse Fremdheit sorgen.

TIM: Die Gebäude sehen wir als Geschwister, die zwar jeweils in sich konsistent, aber durch ein gemeinsames Vokabular trotzdem eng verbunden sind.

Wie würdet ihr eure Haltung zusammenfassen?

THORSTEN: Wir sind interessiert an optimistischen Bildern für die Zukunft, die die aktuellen Gegebenheiten radikal akzeptieren und darauf aufbauend etwas Neues erzählen. Wir versuchen, unseren Projekten Narrative einzuschreiben, die einen architektonischen Blick auf die Zukunft lesbar machen.

MATTHIAS: Wir glauben, dass unsere Projekte jeweils eine Eigenlogik haben, bei der eine konzeptionelle Strenge wichtiger ist als der formale Ausdruck.

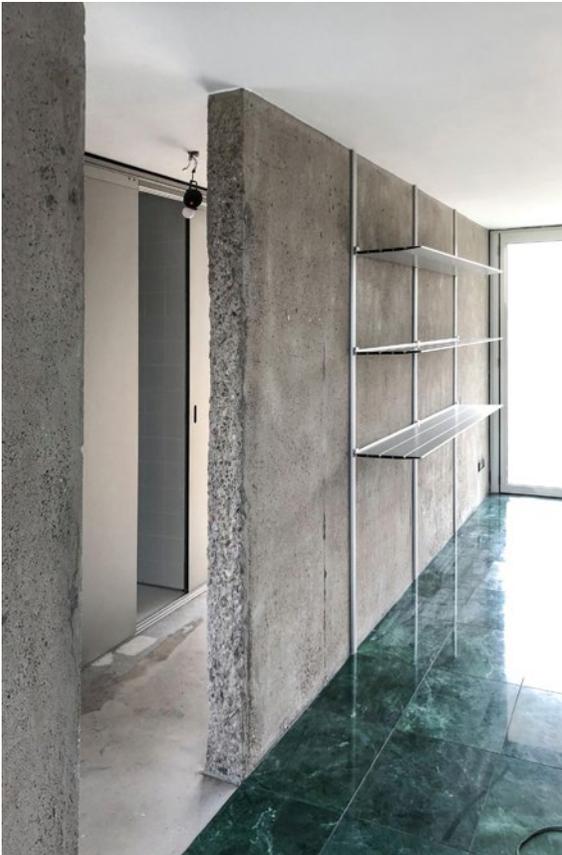
TIM: Dabei gibt es über die spezifische Fragestellung hinaus natürlich Themen, die immer eine hohe Relevanz haben – wie zum Beispiel Fragen der Nachhaltigkeit und der Ökonomie. Wir versuchen, diese Fragestellungen als entwurfsimmanent zu betrachten und nicht nur als technische Applikation am Gebäude.

Ist das ein Prinzip, das ihr auch beim Wettbewerb für ein Jugendzentrum in der Stadt Kitzingen verfolgt habt?

THORSTEN: Ja. Viele Entwurfsentscheidungen lassen sich auf dieses Themenfeld beziehen. Die Dachschräge funktioniert wie ein Schaubild, auf dem verschiedene Aspekte arrangiert sind: Photovoltaik, Solarthermie, ein Gründach, ein Wintergarten mit solaren Einträgen, Regenwasserzisterne und eine Wetterstation. Die technischen Notwendigkeiten werden bildhaft.

TIM: Wir versuchen, den Input der Fachplanenden sehr früh in unsere Projekte einzubinden und arbeiten beispielsweise häufig mit Transsolar zusammen.

Euer Projekt „In der Kreuzau“ in Köln-Poll ist ein Wohnprojekt mit 82 Quadratmetern Fläche für eine vierköpfige Familie. Es befindet sich in einem bestehen-



Wohnungsumbau in Köln-Poll, Foto kurz vor Fertigstellung

angepasst und eine Gewichtung zugunsten der Gemeinschaftsräume vorgenommen. Neben einem offenen und vergleichsweise großzügigen Wohn- und Essbereich gibt es eine kompakte Zone, die alle weiteren Räume aufnimmt. Damit das organisatorisch funktioniert, haben wir ein Schiebewandsystem entwickelt, das auf minimalem Raum unterschiedliche Nutzungs-Konfigurationen ermöglicht. Da es auf dem Markt aber nichts gab, was den Anforderungen entsprach, haben wir die flexiblen Wände mittels eines Systems, das eigentlich aus dem Maschinenbau stammt, selbstgebaut.

den Betonschottenbau und wird gerade bezogen. Welchen Ansatz habt ihr hierbei verfolgt?

TIM: In dem Projekt geht es um eine neue Wertschätzung von großmaßstäblichen Wohnstrukturen aus den 70er und 80er Jahren. Uns interessiert, wie sich diese Typologie dank einer meist sehr klaren Grundstruktur mit überschaubarem Aufwand an heutige Wohnbedürfnisse anpassen lässt. Ein grundsätzliches Thema ist hier der durchschnittliche Flächenbedarf pro Kopf, der stetig zunimmt – auf aktuell 40 Quadratmeter. Die Konzeption des Gebäudes sah jedoch ursprünglich nur 20 Quadratmeter vor.

THORSTEN: Wir haben das Layout der Wohnung an die veränderten Bedürfnisse

Und was ist sonst gerade noch in Arbeit?

TIM: Es gibt viele Projekte, die sich in verschiedenen Stadien befinden. Eines davon ist zum Beispiel ein Lückenschluss in der Dürener Straße in Köln, das gerade in der Genehmigung ist. Es handelt sich um eine Wohnbebauung, die sich zwischen einem Haus aus den 1920er Jahren und einem aus den 1960er Jahren aufspannt. Ähnlich wie beim Projekt in der Kreuzau geht es um veränderbare Raumkonfigurationen, jedoch hier nicht mit beweglichen Elementen, sondern mit einem eingeschriebenen Raumsystem, das sehr viele unterschiedliche Grundrisskonfigurationen zulässt.

WIEBKE: Dies ist auch eine Form der Nachhaltigkeit, bei der es um die Resilienz von Gebäudestrukturen geht.

THORSTEN: Der Grundriss ist außerdem sehr effizient: Das Treppenhaus des Nachbargebäudes wird für unseren Lückenschluss mitgenutzt, sodass diese Erschließungsfläche ganz wegfällt.

Was dürfen wir uns in Zukunft von DEMO erhoffen?

MATTHIAS: Es sind noch ein paar Dinge in der Pipeline. Wir freuen uns darauf, wenn im nächsten Jahr einige unserer Projekte fertiggestellt werden.

WIEBKE: Wir arbeiten auch weiterhin an Wettbewerben. Das bietet für uns die Möglichkeit, größere Maßstäbe zu bearbeiten, die uns ebenfalls sehr interessieren. Die Realisierungsprojekte, die man als junges Büro von privaten Bauherr*innen bekommt, sind ja meist im kleineren Maßstab angesiedelt.

THORSTEN: Grundsätzlich verfolgen wir aber keine festgelegte Strategie, sondern arbeiten an vielen Strängen parallel: private Bauherr*innen, Investor*innen, Wettbewerbe und selbst initiierte Projekte. Außerdem sind wir auch alle noch in der Lehre aktiv.

TIM: Selbstinitiierte Projekte – wie beispielsweise momentan eine Recherche über die Kölner Werkgruppe 7 – bieten uns die Möglichkeit, unseren persönlichen Interessen nachzugehen. Es tut gut, immer wieder den Blick über die alltäglichen Fragestellungen der Architekturproduktion hinaus zu erweitern.

Robert Ilgen, Rasa Patalauskaitė
Foto: Monika Jagusinskyte

BUTZE! in Sommertal,
Foto: Robert Ilgen



NOMADISCHE ARCHITEKTUR

TAKTAK, SCHWALLUNGEN, VILNIUS

Kleider machen Leute, und Projekte machen Büros. In der Genese von TAKTAK spielt eine kleine Wanderhütte eine ziemlich große Rolle. 2017 gründeten Rasa Patalauskaitė und Robert Ilgen ihr Büro für räumliche Gestaltung. Doch bereits seit 2014 arbeiteten sie an der sogenannten BUTZE!, die ruhig als Signature-Building von TAKTAK gelten darf.

VON MAXIMILIAN HINZ



Ausblick aus der BUTZE! in Sommertal, Foto: Robert Ilgen

Projekt „Tränke“ in Kaunas, zusammen mit Kauno tvirtovė parkas,
Foto: Vytautas Paplauskas / Šilainiai Project

Unten: Sanierung und Umbau einer Mühle in Roßdorf/Rhön, Foto: Robert Ilgen



Ein junges Büro mit gleich zwei Standorten, passend zum Thema Wandern: In einem familiären Zweiseitenhof im thüringischen Dorf Schwallungen und in der litauischen Hauptstadt Vilnius in einem städtischen Kreativ-Hub. Einmal im Monat pendeln sie zu Vor-Ort-Terminen zwischen den Ländern hin und her, einmal im Jahr ziehen sie komplett mit Sack und Pack um. Diese nomadische Büropraxis nimmt auch Einfluss auf ihre Arbeitsweise, sagt Robert Ilgen. „Es hat den Vorteil, dass man sich selbst und das bekannte Umfeld immer wieder neu reflektiert.“

Das war auch schon 2014 so. Damals arbeiten Rasa Patalauskaitė und Robert Ilgen noch bei verschiedenen Büros in der Schweiz. Auf die Idee mit der BUTZE! kamen sie aufgrund ihrer persönlichen Begeisterung fürs Trekken und einem gewissen Verantwortungsbewusstsein für die eigene Region, so Ilgen. Gemeinsam mit Maria Hudl und Sander Riis, die heute als STUDIOIDA aktiv sind, begannen sie an dem Konzept zu

arbeiten. An einem neuen Fernwandernetz in Thüringen sollten sich individuelle Hütten aufreihen, um Naturliebhaber*innen außergewöhnliche Rückzugsorte zu bieten. Damit bewarben sich die vier 2014 beim Projektaufruf der IBA Thüringen. Die Idee wurde angenommen, doch letztlich fehlten Trägerschaft und Finanzierungsmodell für eine tatsächliche Umsetzung. So war das Projekt erst einmal auf Pause gestellt.

Mit der Gründung von TAKTAK erlebte die BUTZE! 2017 ihr Comeback. Nachdem die Architekt*innen einen Gründerideenwettbewerb für sich entscheiden konnten, fanden sie durch die neu gewonnene Reichweite mit dem Verein Rhönforum und der Rhön GmbH zusammen, die sich der Tourismusförderung im gleichnamigen Mittelgebirge widmen. Auch hier standen zwar keine finanziellen Ressourcen zur Verfügung, die Gesellschaften traten aber als Schirmherrinnen des Projektes auf. Gemeinsam fanden sie die Familie Arrich als private Betreiberin eines ersten BUTZE!-Pilotprojektes. Auf ihrem Grundstück, einem Apfelhain im Biosphärenreservat Rhön, konnten im Frühjahr 2020 nach sechs Jahren Entwicklungsphase schließlich die ersten zwei BUTZEN! – genannt Hänsel und Gretel – aufgestellt werden. Die Umsetzung des weitestgehend im Werk gefertigten und mit reversiblen Schraubfundamenten montierten Holzbaus erfolgte in enger Kooperation mit der Thüringer Zimmerei Kubio. Inzwischen haben die Architekt*innen mit den kleinen Wanderhütten auch zwei Preise abgeräumt: Eine Anerkennung beim BDA-Nachwuchspreis max40 sowie den Sonderpreis Nachwuchs beim Thüringer Staatspreis für Baukultur 2020/21.

Bei diesem einen Projekt ist es natürlich nicht geblieben. Mittlerweile konnten TAKTAK auch drei eher klassische Hochbauten umsetzen. Die Akquise lief – wie es so üblich ist bei jungen Büros – vor allem über Freunde und Verwandte. Der Umbau eines alten Fachwerkhauses, ein Verwaltungsbau als Ergänzung einer bestehenden Werkhalle sowie ein privates Wohnhaus befinden sich allesamt im nahen Umkreis ihres Büros in Thüringen. Dabei arbeiten die Architekt*innen häufig schon früh und eng mit lokalen Fachbetrieben zusammen. Für den Umbau der Fachwerk-Mühle in Roßdorf Rhön beispielsweise fanden sie gemeinsam mit einer Firma aus der Gegend eine besondere Lösung für die bauphysikalischen Probleme des Gebäudes. Statt herkömmlicher Maßnahmen nutzten sie eine Bauteiltemperierung als Feuchtigkeitssperre. Und für die Beheizung lässt sich das vorbeifließende Bachwasser in Kombination mit Photovoltaik und einer Wärmepumpe einsetzen.

Pop Up Ma Parole in Nancy, zusammen mit Janine Schlimpert von WAS*IS*DAS, Foto: Janine Vandamme-Schlimpert





Pop Up Ma Parole entstand im Rahmen des Kreativlabors Oh My Goethe!, Foto: Robert Ilgen

In deutlich entfernte Gegenden führt TAKTAK ihre zweite Gestaltungskompetenz: die Szenografie. Dazu gehören einerseits Installationen wie die Tränke aus Upcycling-Materialien in Kaunas, die zusammen mit Kauno tvirtovė parkas entstand, aber auch mehrere partizipative Arbeiten wie zum Beispiel *Pop Up Ma Parole* im Jahr 2019. Das Projekt entwickelten TAKTAK zusammen mit Grafikerin Janine Schlimpert von WAS•IS•DAS am Kreativlabor Oh My Goethe! des Goethe Instituts im französischen Nancy. Die partizipative Installation ist eine Kombination aus Typografie, Grafikdesign und temporären Kleinstarchitekturen, mit denen die Gestalter*innen einen offenen Meinungs austausch in sozialen Räumen anregen wollen. Mittlerweile entstand daraus sogar ein eigenes Kollektiv unter gleichem Namen. Meist sind sie für ihre Aufträge mehrere Wochen vor Ort, bauen die individuellen Pop-Up-Strukturen auf und initiieren interaktive Aktionen mit Nutzer*innen.

Doch nochmal zurück zur BUTZE!, denn die kleinen Hütten sind noch lange nicht ad acta gelegt. Nach wie vor wollen TAKTAK das Projekt vorantreiben und das Konzept eines übergreifenden Wandernetzes realisieren. Zumal die BUTZE! laut Ilgen quasi das Abbild ihrer zwei Praktiken sei: „Eine Chimäre aus Architektur und Szenografie, ein gestaltetes Möbelstück in der Landschaft, das diese aber umgekehrt auch in Szene setzt.“ Die parallele Beschäftigung mit den beiden Themen wollen sie sich auch weiterhin bewahren. Vor allem die Spontanität der temporären Installationen regt sie in ihren architektonischen Projekten immer wieder zu ungewöhnlichen und kreativen Lösungen an, erklärt der Architekt.

Ein Gewinn dieser Kombination ist sicher auch der große Spaß, den die Gestalter*innen an ihrer Arbeit haben. Offensichtlich wird das bei den blogartigen Dokumentationen auf ihrer Website und witzigen Projekttiteln wie Klip Klap oder Heavy Metal. Gleiches gilt auch für ihren Büronamen. TAKTAK hat zwar keine Bedeutung im eigentlichen Sinne, steht aber phonetisch für die beiden Disziplinen des Büros. Die Silben lassen einerseits an einen Hammer denken, der einen Nagel in die Wand schlägt. Andererseits könnte es sich aber auch um den Klang aneinanderstoßender Tanzschuhe handeln.

www.taktak.de

Das Team von Zirkular, Foto: Zirkular



BAUEN IM KREISLAUF

ZIRKULAR, BASEL

Bessere Gestaltung ist ein Aspekt auf dem Weg zu einer nachhaltigeren Architektur. Aber es kommt natürlich auch entscheidend auf die Umsetzung an. Bei ihrer Arbeit für das baubüro in situ beobachteten Andreas Oefner und Kerstin Müller, dass das besonders ressourcenschonende Bauen mit wiederverwendbaren Materialien und Teilen ganz neue Kompetenzen braucht. Sie gründeten 2020 das Büro Zirkular mit dem Ziel, in diesem Sinne eine neue Fachplanungsdisziplin zu etablieren.

VON FRIEDERIKE MEYER

Wer die Geschichte von Zirkular erzählen will, muss beim Klimawandel beginnen und bei einem Namen, der seit einiger Zeit mit Preisen und Auszeichnungen bedacht wird: baubüro in situ. Das vor über 20 Jahren von Barbara Buser und Eric Honegger in Basel gegründete Büro hat sich früher als viele andere mit der Tatsache auseinandergesetzt, dass die Bauwirtschaft einen Großteil vom weltweiten Ressourcenverschleiß und Abfallaufkommen verantwortet. Bei seinen Projekten hinterfragt es die gängige Praxis, neuwertige Baustoffe einzusetzen. Waren es früher eher Einzelteile wie Sanitärerschüsseln oder Küchengeräte, die insitu über die Bauteilbörse erwarb und in Neubauprojekten integrierte, zeigen die jüngsten Projekte eine Wiederverwendung in größerem Maßstab. Wenn man so will, sind sie der Schweizer Beweis, dass das Zeitalter des zirkulären Bauens längst keine Theorie mehr ist.

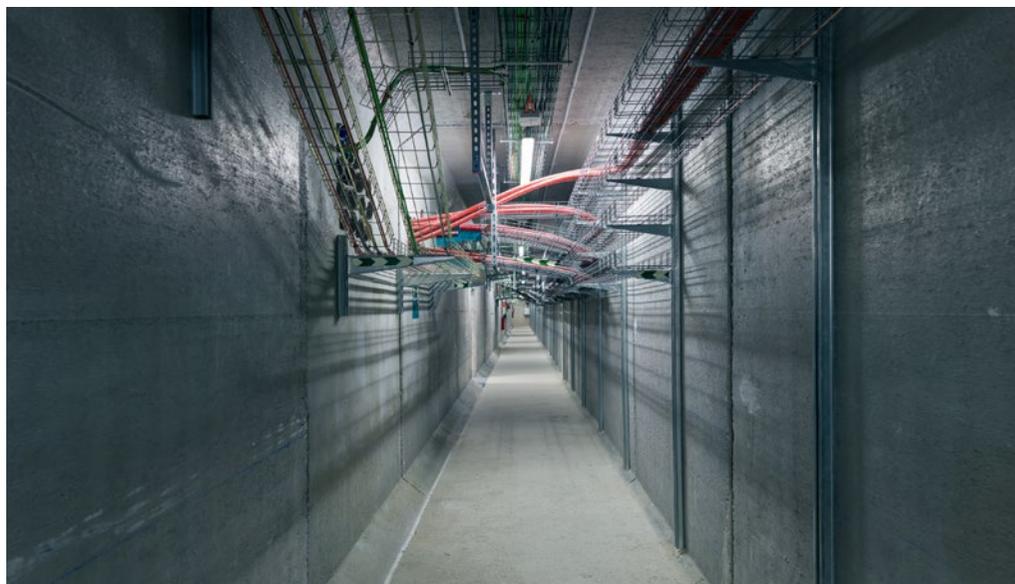
Beim ELYS in Basel zum Beispiel, wo ein altes Produktionsgebäude für die Stadt zu einer Schule und zu einem Kulturzentrum umgenutzt wurde, benötigte die in den Bestand geschnittene Schneise eine neue Fassade. Dabei verwendeten die Planer*innen von in situ Fenster aus Fehlproduktion und Verschnitt der Steinwolldämmung. Auch bei der Halle 118 in Winterthur, wo ein bestehendes Gebäude um drei Stockwerke für Atelier- und Werkräume erweitert wurde, konnten eine Stahlterrasse sowie Fenster und Fassadenplatten aus einem Bürogebäude in Zürich wiederverwendet werden, Fassadenbleche von einem Altbau in Winterthur und eine Stahlstruktur aus Basel. Die Einsparungen an CO2 sind enorm. Ohne wiederverwendete Bauteile wäre man bei 1.000 Tonnen CO2 angekommen, so ist man bei 500, haben Berechnungen ergeben.

Möglich wurden ELYS und Halle 118 durch Zirkular – eine Ausgründung von Baubüro in situ. „In Winterthur wurde uns klar, dass die Prozesse der Wiederverwendung eine neue Fachplanung brauchen“, sagt Andreas Oefner, Co-Geschäftsführer von Zirkular. Gemeinsam mit Co-Geschäftsführerin Kerstin Müller und rund 10 Mitarbeiter*innen will er die Prozesse der Wiederverwendung effizienter gestalten und vor allem in die Breite tragen. Derzeit lernt Zirkular bei jedem Projekt dazu und passt die Abläufe und Prozesse entsprechend an. In drei bis vier Jahren will Zirkular eine Fachplanung aufgebaut haben, die alle Prozesse abbilden kann. Dabei brauche es, so Oefner, nicht nur gute Architekt*innen, sondern vor allem ein Team von Fachplaner*innen. Bei Zirkular arbeiten deshalb auch ein Bauphysiker, eine Bauingenieurin und jene, die sie als Bauteiljägerinnen bezeichnen. Diese sind auf Rückbaustellen unterwegs und bewerten Bauteile im Hinblick auf ihre Wiederverwendung.

Viele wichtige Fragen tauchen auf, wenn man die Sache bis ins Kleinste durchdenkt. Da wäre zunächst das Material an sich. Dass man Holz und Stahl mehrfach nutzen kann, haben Projekte bereits bewiesen. Doch was ist mit Beton und Backstein? Eine Abteilung von Zirkular ist dazu mit Forscher*innen im Austausch. Für einen Architekturwettbewerb der Stadt Zürich wiederum haben Zirkular gerade einen Bauteilkatalog erarbeitet, bei dem möglichst viele wiederverwendete Materialien eingesetzt werden sollen.

Um das zirkuläre Bauen in die Breite zu tragen, sind Zirkular international mit Büros in Kontakt, die eine ähnliche Arbeitsweise verfolgen. Zum Beispiel mit Rotor in Brüssel und mit concular in Deutschland. Aber es gibt regionale Besonderheiten, die nicht 1:1 übertragen werden können. Während Rotor in Brüssel vom „Abfall“ der häufigen Büroumbauten EU-naher Institutionen profitieren, sind Zirkular mit den vergleichsweise hohen Personalkosten in der Schweiz konfrontiert. „Wer bei einem Projekt 20 bis 30 Prozent wiederverwendete Bauteile einsetzen möchte, zum Beispiel Treppen, Fenster und Türen, muss mit Planungsmehrkosten rechnen.“, sagt Oefner. Das Erstellen von Suchlisten, Ausbau-, Lager-, und Transportkosten, der Wiedereinbau, all das werde von den Einsparungen durch den günstigeren Erwerb des Materials nicht ausgeglichen. Der Mehrwert jedoch ist die CO2-Einsparung. In diesem Sinne appelliert Zirkular an die Bauherrschaft, die ihrer Verantwortung direkt auf der Baustelle nachkommen könnte, anstatt die Tonnen CO2 bei externen Kompensationsprojekten auszugleichen.

Den größten Spielraum sieht Oefner bei den Normen, die ausschließlich auf neue Bauteile abzielen. Wenn man die Energieeinsparung inklusive der Herstellungskosten eines Fensters rechne, mache auch die Wiederverwendung eines Fensters Sinn, dessen Dämmwert unter der Norm liegt. Der Wahnsinn des heutigen Bauens drückt sich dabei in der Tatsache aus, dass Zirkular ausschließlich Fenster zur Wiederverwendung in Betracht ziehen, die neuer als 15 Jahre sind – und trotzdem genug wiederverwendbare Exemplare in Rückbaustellen der Schweiz finden. Es wird also in den reichen Industrieländern nicht zuletzt auch darauf ankommen, wie schnell das Gebrauchte seine negativen Assoziationen verliert.



MASCHINEN DAS LERNEN BEIBRINGEN

EINE AUSSTELLUNG IN DRESDEN BLICKT AUF GESCHICHTE, GEGENWART UND ZUKUNFT DER KÜNSTLICHEN INTELLIGENZ

VON STEPHAN BECKER

Die Grenze zwischen Menschen und Technik schwimmt zusehends. Einerseits erweitern wir unsere körperlichen und geistigen Fähigkeiten mit Hilfe von hochentwickelten Apparaturen.

Und andererseits wird die Welt der Maschinen und Computer dank Sensoren und künstlicher Intelligenz immer menschlicher. Das Deutsche Hygiene-Museum in Dresden widmet den Wechselwirkungen

zwischen beiden Sphären derzeit eine große Sonderausstellung mit dem programmatischen Titel „Künstliche Intelligenz. Maschinen – Lernen – Menschheitsträume“. Das Berliner Büro Chezweitz waren in enger

Kooperation mit Kuratorin Yasemin Keskin-tepe und dem Ars Electronica Center Linz für die Gestaltung zuständig.

Ausstellungsthemen aus dem Bereich des Digitalen sind alles andere als leicht zu vermitteln. Wie lassen sich Datenströme greifbar machen, wie Algorithmen erklären? Ihre Flüchtigkeit steht dabei in komplettem Gegensatz zu ihren oft sehr konkreten Auswirkungen auf unseren Alltag. Denn unser Leben wird zunehmend von komplexen informationstechnischen Prozessen strukturiert, und sei es nur, wenn uns unser Handy auf neuen Wegen durch die Stadt schickt – basierend auf lernoptimierten KI-Systemen.

Die Ausstellung in Dresden beginnt ihre Erzählung mit der Geschichte der Künstlichen Intelligenz, die ihre konkreten Wurzeln in der frühen Neuzeit hat. Der Traum, menschliche Maschinen zu konstruieren, entwickelt sich dabei parallel zu einem mechanistischen Menschenbild, das im Gehirn ohnehin nicht viel mehr sah, als eine Art Rechenmaschine. Es wird dann allerdings bis weit ins 20. Jahrhundert dauern, um tatsächlich lernfähige und in diesem Sinne eben intelligente Systeme zu entwickeln. Zwischen Video-Animationen mit historischen Schriften, Zeichnungen und Filmstills werden in Glaskuben zahlreiche Originalexponate gezeigt. Warme Lichtfarben geben dem Raum eine menschliche Dimension,



denn zunächst geht es vor allem um die Gedankenwelten einiger weniger KI-Forscher*innen.

In den weiteren Räumen bekommt dann die technische Dimension des Themas zunehmend mehr Präsenz, wobei chezweitz auch hier mit gezielten Lichtsetzungen arbeiten. Im „Trainingsraum“ wird beispielsweise interaktiv vermittelt, wie KIs überhaupt lernen und was daraus hinsichtlich ihrer Neutrali-



Ausstellungsansichten: Oliver Killig
Oben im Bild und vorherige Seite: Still aus einer 2-Kanal-Videoinstallation von Timo Arnall

tät folgt. Ganz unmittelbar werden die Besucher*innen Teil eines scheinbar unendlichen neuronalen Netzes, bei dem einige Knotenpunkte im hellen Fokus stehen, während die Raumgrenzen im Halbdunkel verschwinden. Im nächsten Kapitel zur „Globalen Infrastruktur der KI“ ist es schließlich das gleißende Licht von Leuchtstoffröhren, die klar machen, dass gerade riesige Hardwarekonglomerate entstehen, in denen Körper aus Fleisch und Blut höchstens noch zu

Wartungszwecken vorkommen – und auch das möglicherweise nicht mehr lange.

Aber zurück zum menschlichen Maßstab, zur Rolle von künstlichen Intelligenzen in unserem Alltag. Das eingangs erwähnte Beispiel der Google-Navigation war insofern nicht zufällig gewählt, weil gerade im Kontext verschiedener Smart-City-Initiativen ständig nach neuen Einsatzgebieten für



KI-Technologien gesucht wird. Inszenatorisch arbeiten chezwitz in diesem Teil der Ausstellung mit einem begehbaren Stadtmodell, das in einzelnen „Häusern“ verschiedene Themenfelder versammelt. Zum Abschluss berichten dann außer-

dem verschiedene Akteur*innen aus Forschung, Zivilgesellschaft und Politik in Video-Statements von ihren persönlichen Visionen künftiger Anwendungen von künstlicher Intelligenz.

Die Dresdner Ausstellung diskutiert einerseits also zahllose technische Aspekte nach der Funktionsweise von KI-Systemen, sie behält andererseits aber auch stets die großen Fragen im Blick, von denen die wichtigste vielleicht lautet:

Welche Entscheidungen können wir in die Hände von technischen Systemen geben, ohne als menschliche Gesellschaft unsere Autonomie zu verlieren? Neben den Exponaten, Schautafeln und Medienstationen werden darüber hinaus auch zeitgenössische künstlerische Arbeiten und Positionen präsentiert, die noch einmal ganz andere Perspektiven auf das Thema eröffnen.

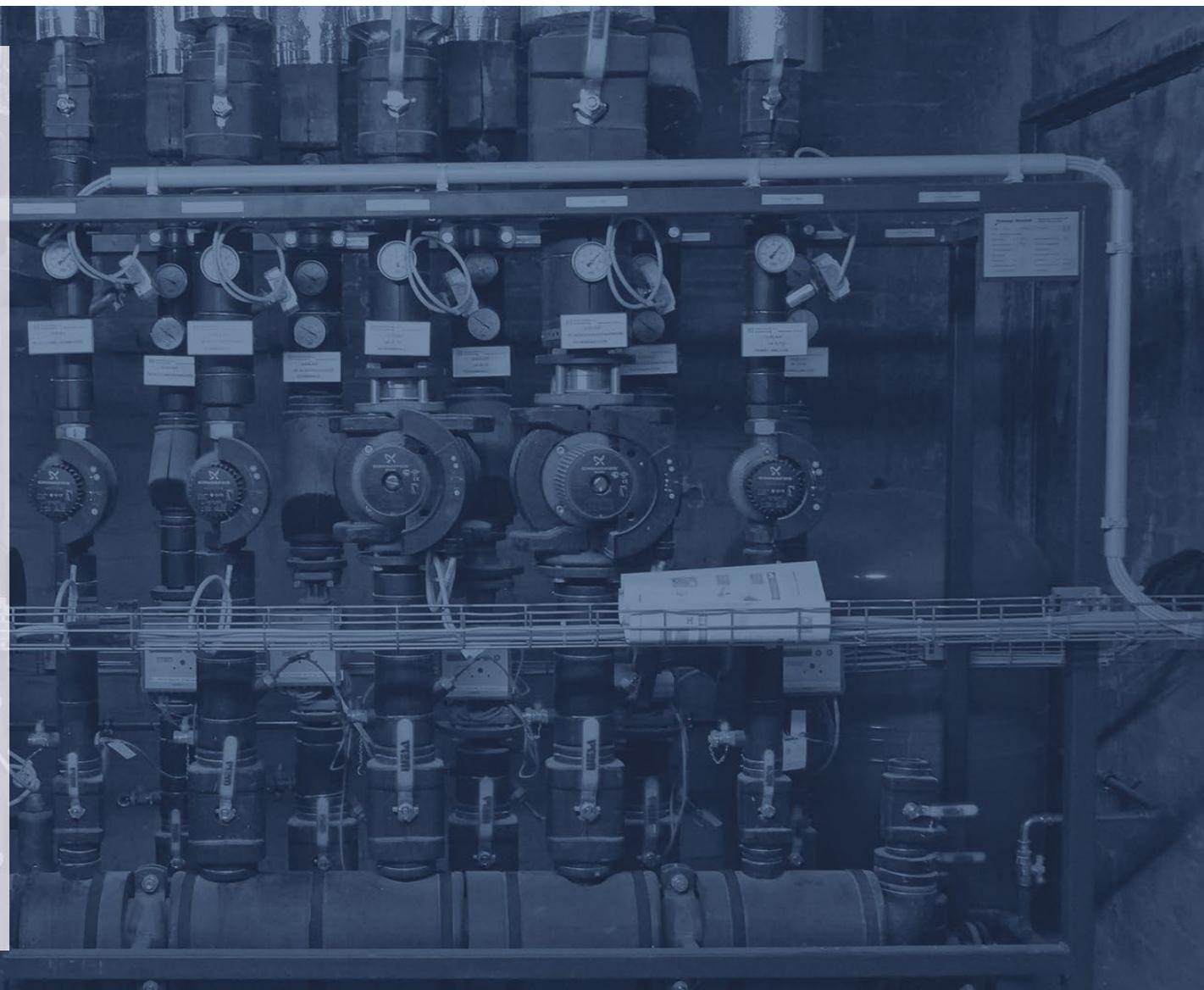
Die Ausstellung „Künstliche Intelligenz. Maschinen – Lernen – Menschheitsträume“ im Deutschen Hygiene-Museum Dresden ist derzeit aufgrund von Corona-Vorgaben geschlossen, sie läuft allerdings noch bis zum 28. August 2022.

www.dbmd.de

_Heizung

Adiabat
Brennwerttechnik
Drosselkurve
Solarspeicher
Telefonieeffekt
Wirkungsgrad

... noch Fragen?





WOHNZIMMERATMOSPÄRE IM BARCELONA-PAVILLON

Es sah auf einmal richtig gemütlich aus im Barcelona-Pavillon: Zu den Marmorwänden und berühmten Barcelona Sesseln gesellten sich bis vor kurzem Holzstühle mit Korbgeflecht, Zimmerpflanzen und blaue Vorhänge. Die Kurator*innen Ilka und Andreas Ruby verwandelten die moderne Ikone von Ludwig Mies van der Rohe und Lilly Reich mit ihrer Intervention „Never Demolish“ in einen heimeligen Wohnraum. Inspiration und Anlass war das Umbauprojekt Grand Parc Bordeaux von Lacaton & Vassal, Frédéric Druot Architecture und Christophe Hutin Architecture, mit dem die Büros 2019 den Preis der Europäischen Union für zeitgenössische Architektur, den Mies van der Rohe Award gewannen. Die Arbeit im Barcelona-Pavillon stellte das Projekt in Bordeaux als vorbildliches Modell eines rehabilitierenden Umgangs mit großmaßstäblichen Wohngebäuden der Moderne in den Fokus. *mh* // www.miesbcn.com // Fotos: Anna Mas